
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

November 11/2022

74. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Alexander Saberschinsky

Wenn es schnell gehen muss

Gottesdienste selber gestalten angesichts aktueller Ereignisse

Kurt Josef Wecker

Komm, du Trost der ganzen Welt!

Der adventliche Grundton der Predigt in trostbedürftiger Zeit

Elmar Trapp

**Von der wunderbaren Freiheit der Kinder Gottes
(Röm 8,21)**

Eine Würdigung von Rolf Zerfaß

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Gunther Fleischer Ein guter Anfang	322
Alexander Saberschinsky Wenn es schnell gehen muss Gottesdienste selber gestalten angesichts aktueller Ereignisse	323
Kurt Josef Wecker Komm, du Trost der ganzen Welt! Der adventliche Grundton der Predigt in trostbedürftiger Zeit	326
Manfred Glombik Tue Gutes! Das Gemeinwohl	332
Igor Tadic/Elmar Nass Theorie ohne Praxis ist stumpf – Praxis ohne Theorie ist blind Am Beispiel ganzheitlicher christlicher Sozialethik	337
Elmar Trapp Von der wunderbaren Freiheit der Kinder Gottes (Röm 8,21) Eine Würdigung von Rolf Zerfaß	342
Andrea Oldenburg/Claudia Schwartmann Die Servicestelle Engagement als Instrument für die lokale Kirchenentwicklung	345
Rudolf Hubert Das Logo der Caritas Gesprächseinstieg zum Glauben	347
Rezensionen Liborius Olaf Lumma: Wer macht was im Gottesdienst? Burkhard Hose: Systemrelevant	350



Liebe Leserinnen und Leser,

Katastrophen lösen Ohnmachtserfahrung aus. Wer oder was kann jetzt noch trösten? An wen sich wenden, wenn Naturgewalten zuschlagen, Menschen gegen Friedensappelle ertauben, Opfer – einzeln oder in erschreckender Zahl – zu beklagen sind? Trotz aller Säkularisierungstendenzen werden Gottesdienste immer noch als eine Antwort auf die wortlos machende Menschennot empfunden. Doch was ist angesichts der religiösen Unterschiede der Klagenden – einschließlich der religiös Entfremdeten – eine angemessene Form? Woher unter dem Zeitdruck, möglichst schnell auf eine außerordentliche Situation zu reagieren, die „richtigen“ Rituale und Worte finden?

Hierzu bietet **Prof. Dr. Alexander Saberschinsky**, Liturgiereferent im Generalvikariat des Erzbistums Köln und mit liturgiewissenschaftlichen Dozenturen an verschiedenen Hochschulen betraut, hilfreiche und praktische Hinweise.

Trost ist über Katastrophen hinaus eine Grunddimension kirchlicher Verkündigung, die in unseren Zeiten vielleicht besonders nottut. Doch gerade deshalb wäre nichts schlimmer als „falscher“, floskelhafter und vom Verkündigenden selbst nicht geglaubter Trost. Der schweren Aufgabe des Ringens um die rechten Worte stellt sich **Pfr. Kurt Josef Wecker** aus dem Bistum Aachen, u. a. Seelsorger am Marienwallfahrtsort Heimbach. Sein Thema schlägt bereits die Brücke zum Ende des Monats beginnenden Advent: „Tröstet, tröstet mein Volk“ (Jes 40,1) heißt es zu Beginn einer „klassischen“ Adventslesung.

Ehe das Pastoralblatt endet, kann der frühere Personaldezernent der Fachhochschule Hildesheim und Kenner der christlichen Gesellschaftslehre, **Manfred Glombik**, seinen Gang durch die Prinzipien der katholischen Gesellschaftslehre abschließen. Diesmal geht es um das Prinzip des Gemeinwohls.

Thematisch passt dazu der unabhängig vom vorangehenden Beitrag geschriebene Artikel von **Mag. Theol. Igor Tadic**, Wissenschaftl. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Christliche Sozialwissenschaften und gesellschaftlichen Dialog an der KHKT Köln, und vom entsprechenden Ordinarius **Prof. Dr. Dr. Elmar Nass**. Sie stellen eine soeben durchgeführte Vorlesungsreihe „Christliche Sozialethik konkret: mit Experten aus der Praxis“ vor, die gerade wegen der Hinzuziehung von Praktiker(inne)n auch für die nicht in der Lehre tätigen Hauptamtlichen in der Seelsorge spannend ist und deren Präsentation Anregungen bieten kann.

Bereits im Frühjahr dieses Jahres starb der hoch angesehene frühere Würzburger Pastoraltheologe Professor Rolf Zerfaß. Einen sehr persönlichen, würdigenden und besonders in Zitaten des Verstorbenen nachdenklich stimmenden Nachruf bietet **PR Elmar Trapp**, Regionalbeauftragter für Altenheimseelsorge im Stadtdekanat Köln und einstiger Diplomand des Verstorbenen.

Die Reihe zur Engagementförderung widmet sich diesmal dem Thema „Servicestelle Engagement“. Dieses „Kernstück“ der Arbeit stellen die Engagementförderin **Andrea Oldenburg** (St. Laurentius/Wuppertal) und die kommissarische Leiterin des Bereichs Engagementförderung im Generalvikariat Köln, **Claudia Schwartmann**, vor.

Den Schlussakzent setzt der Leiter der Arbeitsstelle „Caritas im Norden“, **Rudolf Hubert**. Als Referent beim Erzbistum Hamburg mit Sitz in Schwerin, schlägt sein Herz für die Caritas, deren Logo er exegesierte, und außerdem für Karl Rahner und für das Pastoralblatt.

Möge für Sie eine gesegnete und damit gute Adventszeit beginnen, wünscht Ihnen von Herzen

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Gunther Fleischer

Ein guter Anfang

„Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, noch kleinere können öfter noch größere haben, und überhaupt keine Ursachen haben am öftesten die allergrößten. Nehmen wir als Beispiel die Welt: sie ist aus dem Nichts erschaffen worden, und damit die größte Kalamität, die die Welt je gesehen hat.“

Wohl wissend, dass die Chronologie umgekehrt verläuft, liest sich der Schöpfungshymnus Gen 1,1 – 2,4a wie eine Antwort auf die literarisch gekonnt formulierte These des wenig bekannten Autors Albert Vigoleis Thelen, die er in seine autobiographische Mallorca-Erzählung „Die Insel des zweiten Gesichts“ (List Taschenbuch 72021, S. 185) einstreut. In allem vertritt der zur biblischen Ouvertüre gewordene Anfangshymnus die Gegenposition zur gottes- und weltkeptischen Sichtweise des aus Dülken stammenden Schriftstellers: Nein, diese Welt ist nicht ohne Ursache! Nein, sie kommt nicht aus dem Nichts, sondern aus dem Nicht-Welt-Sein („Tohuwabohu“)! Nein, sie ist keine „Kalamität“, weder „großes Unglück“ im Sinne des lateinischen Ursprungswortes, noch – wenn ich als Alttestamentler einmal frei assoziieren darf und dabei an das hebräische Wort *kalam* „beschämen, zu Schanden machen/werden“ denke – eine Schande. Der Weltkennzeichnung als „Kalamität“ hallt aus Gen 1 mehrfach entgegen: „*Gott sah, dass es gut war*“. Am Ende heißt es gar: „*sehr gut*“ (Gen 1,31)!

War die Welt gegenüber der Zeit Thelens (Erstveröffentlichung 1953) besser, als die Schreiber vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden den Schöpfungshymnus auf Papyrus bannten? Wohl kaum! Katastrophen

aller Art gehörten auch schon damals dazu. Und dass Politiker sich an großen Tischen gegenüber sitzen und sich belügen, hält wörtlich bereits Dan 11,27 fest. Auch Gründe zur Klage über die Priesterschaft, d. h. über die, die mit bestem Beispiel vorangehen sollten, gab es schon damals (vgl. Hos 4,1-10 oder Mal 1,6-14).

Und dennoch: Gegen alle auch furchtbare, kalamitöse Wirklichkeit hält der Schöpfungshymnus einen guten Anfang fest, der – wie die seit dem Urknall aktive und messbare Hintergrundstrahlung unseres Kosmos – fortwirkt und erkennbar ist, nicht nur in der biblisch benannten, anfangsgegebenen Grundordnung von „Aussaat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (Gen 8,23), sondern in jedem Ja, das Menschen in Taten und Worten zum Guten verwirklichen: zur Lebensermöglichung, zum Ausbau des Schöpfungshauses als Lebenshaus, zum Aufbau gelingenden Miteinanders, zum Abbau von Feindschaft und zur Schaffung von Frieden, zur Beseitigung alles lebensbedrohlichen „Tohuwabohu“ in Form von Hunger, Durst und anderem Mangel, von Krankheit und Seuchen, zum Schutz ungestörten Wachstums und Reifenkönnens von Kindern ohne sexuellen, gewalttätigen oder auch geistlichen Missbrauch, im Zeitnehmen für die Anliegen der/des mir gerade Gegenübertretenden, im Verzicht auf Machtausübung zum Kleinmachen des Nächsten bzw. in der Nutzung der gegebenen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung Anderer, im verantwortlichen, nicht vornehmlich von Eigennutz oder von alleiniger und damit sich überschätzender Maßgeblichkeit bestimmten Einsatz von Mitteln und Ressourcen ... Und all dies gibt es auch in dieser Welt, und auch in der Kirche! Vielleicht zu wenig. Aber wo das „Zu wenig“ der Fall ist und tatsächlich Kalamität beschämend zutage tritt, geschieht es nicht ohne Ursache, sondern gründet in Menschen, die den göttlichen Anfang vergessen haben. Müssen wir uns tatsächlich von Thelen sagen lassen: „*Wirklich glückliche Menschen sind so selten wie Christen, die an Gott glauben*“ (a.a.O., S. 111)?

Wenn es schnell gehen muss

Gottesdienste selber gestalten angesichts aktueller Ereignisse

„Unverhofft kommt oft!“ Und dann muss es schnell gehen ... Was die Redewendung leichtfüßig in Reimform bringt, kann schnell bittere Wahrheit werden. Die jüngste Vergangenheit hat dies mit dem Ausbruch der Corona-Pandemie und des Ukrainekrieges gelehrt. Leider haben wir die traurige Gewissheit, dass solche Ereignisse immer wieder vorkommen können. Wenn es nicht internationale Katastrophen sind, können es auch regionale sein, wie die Flutkatastrophen 2021, oder lokale in Gestalt von schweren Unfällen mit Todesopfern. Was auch immer – es ist naheliegend und auch tatsächlich zu beobachten gewesen, dass es angesichts solcher Ereignisse vielen Menschen ein Bedürfnis ist, auch im Gebet vor Gott zu kommen. Die Motivschichten hierfür können vielfältig sein: Man weiß nicht wohin mit dieser Grenzerfahrung; man sucht einen Adressaten für die eigenen Ängste und Hoffnungen; man möchte die direkten und indirekten Opfer jemandem ans Herz legen u.a.m.

Angesichts dessen steht schnell die Frage nach einer kurzfristigen Einladung zum Gebet oder zum Gottesdienst im Raum. Doch ist selten Zeit, Arbeitsgruppen zur Vorbereitung lange überlegen zu lassen – so hilfreich das angesichts der großen Herausforderungen und in dem Anliegen, den Menschen gerecht zu werden, sein könnte. Daher möchte der folgende kurze Beitrag eine Orientierung geben, was wann sinnvoll ist. Freilich kann er nicht die Texte, Lieder und Materialien zu den unterschiedlichsten Anlässen liefern; vielmehr geht es

um eine Entscheidungshilfe, wie man angemessen reagieren kann. Daran kann dann eine Suche nach Materialien gezielter anknüpfen.

Eine erste Hilfe findet man in der Regel auf den Seiten der einzelnen (Erz-)Diözesen. Sehr viele von ihnen haben beispielsweise angesichts des Ukrainekrieges zahlreiche Friedensgebete und auch Gottesdienstmodelle angeboten. Ebenso lohnt ein Blick auf die Seiten der jeweiligen Liturgischen Institute (www.liturgie.de sowie www.liturgie.ch). Schließlich sei auf das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz verwiesen (www.dbk.de). Solche Vorlagen kann man übernehmen oder nach eigenen Bedürfnissen anpassen. Aber was sollte man dabei beachten? Welches „Format“ ist das passende? Das hängt von der „Rahmung“ ab, innerhalb deren man plant. Man könnte die folgenden drei Settings bzw.- Szenarien unterscheiden.

1. Ansatz „Offene Kirche“

Viele Menschen suchen einen Ort oder es täte ihnen gut, einen Ort zu haben, wohin sie mit ihren Gedanken und Gefühlen gehen könnten. Dazu braucht es nicht immer einen terminierten Gottesdienst, sondern eine Hilfe kann es schon sein, Kirchen offen zu halten. Kirchen eröffnen schon von sich aus Räume, in denen die Anliegen und Fragen der Menschen vor Gott einen Platz haben. Doch darüber hinaus können weitere offene Angebote helfen:

- wenn möglich ein Ort, der (im Unterschied zum weiten Hauptschiff) in einem etwas geschützteren Bereich zum Verweilen einlädt; eventuell vor einem Kreuz, einer Pietà oder einer ähnlich passenden Darstellung;
- eine Gelegenheit, um eine Kerze zu entzünden, die zeichenhaft vor Gott bringt, was die Menschen bewegt und/oder Ausdruck ihres Gedenkens ist;
- eine Möglichkeit, seine Gedanken, An-

liegen oder Bitten festzuhalten, z.B.: ein Fürbittbuch, in dem Menschen ihre Bitten notieren und die im Gemeindegottesdienst einfließen;
 eine Pinnwand für Eindrücke, die man teilen möchte;
 eine Art Klagemauer für persönliche Äußerungen, die privat bleiben;

- Auslagen mit Gebeten, die man individuell für sich sprechen kann, oder Hinweise auf Stellen im Gotteslob.

2. Ansatz „Andacht“

Anders als beim ersten Vorschlag ist die Idee dieses Ansatzes, zusammenzukommen, um gemeinsam des Krieges zu gedenken. Dies soll aber bei diesem Format nicht in Form eines „durchstrukturierten“ Gottesdienstes geschehen, sondern in einer offeneren Form. Andachten zeichnen sich dadurch aus, dass sie einen meditativen Charakter haben und keinem vorgegebenem Ablauf folgen müssen. Dennoch ist es sinnvoll, nicht einfach Texte und Lieder aneinander zu reihen, sondern durch deren Anordnung der Andacht einen gewissen Rhythmus zu geben. Der kann z.B. so aussehen, dass man nach der Eröffnung und Einführung mehrere (beliebig viele) kleinere Einheiten gestaltet, die dem gleichen Aufbau folgen, etwa:

- ein Eindruck des aktuellen Geschehens (Zeugenbericht, eigene Eindrücke)
- „Konfrontation“ mit einem Bibelvers
- eine Zeit des Bedenkens (Impulstext oder Zeit der Stille oder meditative Musik oder Bildbetrachtung oder ...)
- ein Gebet, das bündelt oder zuspitzt (vorgebetet, gemeinsam gesprochen oder im Wechsel gebetet)

Lieder könnten übrigens gut in der Zeit des Bedenkens eingesetzt werden. Die Andacht kann mit Fürbitten und einem Vaterunser abschließen. Man ist frei in der Gestaltung, aber eine feste Struktur macht es den Betern leichter. Wichtig ist, dass hier

der Charakter einer Besinnung gewahrt bleibt.

3. Ansatz „Gottesdienst“

Ein Gottesdienst ist feierlicher als eine Andacht und hat daher eine klarere Struktur. (Wohlgermerkt: „Feierlicher“ meint nicht automatisch „freudig“.) Wenn es sich nicht um eine Eucharistiefeier mit einem Priester handelt, bietet sich als Gottesdienstform die Wortgottesfeier an. Sie hat den Vorteil, dass sie auch ökumenisch „kompatibel“ ist und konfessionsübergreifend gefeiert werden kann.

Eine Wortgottesfeier ist etwas anderes und mehr als ein Wortgottesdienst aus einer Messe, aber leicht erklärt: Sie lebt von einem Austausch von Gott und Mensch. So erklären sich die beiden Hauptteile der Wortgottesfeier: Den ersten Hauptteil bildet die Zuwendung Gottes zu den Menschen, der sich in der Verkündigung der Hl. Schrift selbst mitteilt und die Begegnung mit den Menschen sucht. Dieser Teil bildet sozusagen den Wortgottesdienst der Wortgottesfeier. Doch wenn sich Gott den Menschen zuwendet, kann dies seitens der Gläubigen nicht ohne Reaktion gegenüber Gott bleiben, und so bildet die Antwort der Gläubigen den zweiten Hauptteil der Wortgottesfeier. Dieses dialogische Geschehen wird von einer Eröffnung und einem Abschluss gerahmt.

Der Aufbau wird im Folgenden kurz skizziert. Was an den einzelnen Stellen konkret gesagt werden kann bzw. welche Formulierungen verwendet werden, kann man im Gotteslob unter Nr. 668 nachlesen.

1. Eröffnung

- ggf. Einzug / Gesang zur Eröffnung
- Kreuzzeichen / Liturgischer Gruß / Einführung
- Christusbegrüßung (Kyrie-Rufe)
- Eröffnungsgebet

2. Verkündigung des Wortes Gottes

- Erste Lesung
- Psalm (Gesang) oder Zwischengesang
- Ruf vor dem Evangelium
- Evangelium
(Man kann sich auch auf eine Lesung beschränken, die frei aus der ganzen Bibel einschließlich der Evangelien gewählt werden kann.)
- Auslegung und Deutung / Impuls / Betrachtung
- Stille

3. Antwort der Gemeinde

- frei gestaltbare Elemente, mit denen im gesprochenen oder gesungenen Wort sowie ggf. in Zeichenhandlungen, die Feiernden auf Gottes Wort reagieren: (Wechsel-)Gebet, Lied, ...
Kerzen aufstellen vor der heiligen Schrift, Weihrauch auflegen, Kollekte von Gebetsanliegen, Steine vor ein Kreuz bringen ...
- Fürbitten
- Vaterunser

4. Abschluss

- Segensbitte
- Entlassung
- ggf. Auszug und Schlusslied

Ob ein solcher Gottesdienst gut gelingt, hängt wesentlich davon ab, dass man sich bei der Vorbereitung klarmacht, was im Zentrum stehen soll. Denkbar sind: Klage angesichts des Leids, Bitte für die Menschen in Not, Ausdruck der Hoffnung auf Frieden oder Trost usw. Je nachdem wird man nicht nur die entsprechende(n) Bibelstelle(n) auswählen, sondern auch die passende Gestaltung des Antwortteils angehen. So können Kerzen, die in Verbindung mit Gebetsanliegen vor einem Kreuz oder der Heiligen Schrift aufgestellt werden, symbolhaft das Vorbringen des Anliegen unterstreichen. Oder Weihrauch kann das aufsteigende Gebet oder die vorgebrachte Klage symbolisieren. Man könnte auch die

persönlichen Anliegen, die auf einen Zettel geschrieben wurden, in einem Kollektenkorb einsammeln und so gesammelt im Korb zeichenhaft vor Gott bringen, indem man den Korb vor die aufgeschlagene Heilige Schrift auf den Altar stellt. Steine, die man zeichenhaft vor Gott bringt, könnten für das Ablegen von schweren Sorgen stehen. Sicherlich sind weitere Zeichenhandlungen denkbar – wenn sie stimmig sind und helfen, das Anliegen ausdrucksstark vor Gott zu tragen.

Ein offenes Wort zum Schluss: Viele engagierte Gläubige haben die Kategorien von „erlaubt“ und „gültig“ im Hinterkopf. Und das hat auch insofern seine Berechtigung, weil niemand eigenmächtig oder ohne Rücksprache mit den Verantwortlichen handeln soll. Doch „falsch beten“ kann man eigentlich nicht, wenn die Intention aufrichtigen Herzens ist. Die Gefahr, es nicht „richtig“ zu machen, liegt eher darin begründet, nicht den Menschen gerecht zu werden, indem man etwas Unpassendes anbietet oder die Elemente der Gebets- und Gottesdienstformen nicht sachgerecht einsetzt. Doch eben das zu vermeiden, wollen die vorangegangenen Überlegungen helfen, indem sie zunächst vorschlagen zu überlegen, welches Angebot den Menschen am ehesten hilft, und dann einen Leitfaden an die Hand geben, wie es jeweils konkret gehen könnte.

Komm, du Trost der ganzen Welt!

Der adventliche Grundton der Predigt in trostbedürftiger Zeit

Gestern abend ging ich – bitte frag nicht: warum? – in die Kirche im Dorf, hockte mich bibbernd zwischen die alten Leute (...). Vorne pickte der alte Pfarrer, ohne eine Lösung zu fordern, wie ein schwarzer Vogel lustlos im Evangelium, schien aber nichts zu finden, uns zu verführen. Kein Leitfaden, kein Trost ...!

Jemand verirrt sich in eine fast leere Kirche; ein Zeitgenosse, der keinen Trost sucht. Er erlebt einen trostlosen Kultfunktionär, einen Prediger, der wie ein Vogel herumpickt im Abgestandenem, im gut Gemeinten, im reinen Lippendienst. Da geschieht kein Sprachenwunder, wird kein Trostbedürfnis gestillt, wird die leere Kirche nicht zum Resonanzraum eines unerhörten Wortes. Ein Mensch – nach einem Wort von Hans Blumenberg ist der Mensch ein „*trostbedürftiges Wesen*“ – geht leer aus.

„Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?“ (GL 231,4)

Mit dieser Frage liegt der untröstliche Mensch Gott im Ohr. Jesaja gibt das Stichwort vor; er macht uns Mut, auf das zu hoffen, was wir Mängelwesen nur erwarten können (vgl. Jes 40,1.10a; 25,8; 49,13; 66,11–13). Der adventlich gestimmte Mensch weiß, dass ihm Trost nur zukommen kann. Wenn Menschen in ihrer Le-

bensnot der fragwürdig gewordenen Kirche überhaupt noch eine Kompetenz und eine Lebenshilfe zutrauen, dann die Spendung von Trost. Spendung? Wir spenden eine Gabe, die uns nicht gehört. Sieht man der Kirche an, dass sie eine Kraft erwartet, die nicht von dieser Welt ist und nie in der Verfügungsmacht des kirchlichen Systems steht? Und wie weit hat sich die Kirche schon der bloßen Vertröstung verschrieben? Wurde die Kirche in der Hochphase der Pandemie erlebt als ein Ort des Trostes? Stand ich den Haltlosen verlässlich zur Seite, bot ich einen festen Grund, als alles schwankte? Nimmt man uns Kirchenleuten den „fremden“ Trost noch ab? Tröstet diese katholische Kirche – als Vermittlerin des Gottestrostes – oder als „Verwalterin“ des Parakletos, des Beistands (Joh 14,26)? Kirche möchte „relevant“ bleiben in den Risiken und Katastrophen des Lebens; sie lässt sich als Sinnstifterin brauchen und baut ihren Stand auf dem „Trostmarkt“ auf; denn wenn der Trostbedarf und die Restrisiken steigen, werden die Kirchen als professionelle Tröster und Krisenbewältigungsinstanzen gefragt. Sie sollen Stress abbauen, Leid reduzieren, „Sinnangebote“ machen. Und sie können doch nicht jede Lücke schließen, jede Wunde heilen und jedem Unglück irgendeine „Sinndeutung“ geben. Trostrede ist eine riskante Rede anlässlich der Grenzsituationen des Sprechen-Müssens: in zivilreligiösen Zusammenhängen bei Gedenkgottesdiensten in Krisenzeiten, nach Katastrophen. Trost zu spenden ist mehr als kirchliche Auftragsarbeit, als Erledigung eines ihrer „Kerngeschäfte“, als professioneller Wortdienst amtlicher Trostverteiler und offizieller Berufströster, die aus einem Reservoir von Trost-Versatzstücken schöpfen. Bereits das einsilbige Wort „Trost“ gehört eher zu den „musealen Begriffen. Manche übergehen es fast schamhaft. Dem Trost traut man nicht. Franz Kafka sagt: „... kein Trost kann ihn trösten, weil es eben nur Trost ist.“² „Wer ein Wort des Trostes spricht, ist ein Verräter an der Solidarität aller Menschen gegen den Tod“, bemerkt Bazon Brock³. Adorno hält fest: „...“

*es ist keine Schönheit und kein Trost mehr außer in dem Blick, der aufs Grauen geht, ihm standhält und im ungeminderten Bewusstsein der Negativität die Möglichkeit des Besseren festhält*⁴. Und schon in Shakespeares „Richard II.“ wird eine Kluft aufgerissen: „Trost wohnt im Himmel, und wir sind auf Erden, wo nichts als Kreuz, als Sorg' und Kummer leben“. Da wird der Gegensatz der dialektischen Theologie aufgerissen, dass Gott im Himmel und wir auf Erden sind. Ist da etwas dazwischen? Gott allein ist Tröster (Jes 51,12, 2 Kor 1,3). Braucht er dich und mich zur Austeilung Seines Trostes? Geht er den „Umweg“ über uns und dürfen wir uns an Vermittlungsgestalten halten? „Tröstet einander!“ (1 Thess 4,18) Ich frage mich: Was bleibt an Trostsubstanz, wenn die christlichen Trostgehalte verblassen und sich Menschen nicht mehr trösten lassen von den großen Erzählungen des Glaubens, den Festen und Ritualen, wenn der Osterglaube wegschmilzt wie Schnee im Frühjahr und uns – um Hugo von Hofmannsthals Metapher aufzugreifen – die großen Worte im Mund zerfallen wie modrige Pilze, wenn also der Wortschatz des Trostes nichtssagend wird? Trost kann nur den Trost-Empfänglichen erreichen und glaubwürdig von dem ausgehen, der sich trösten lässt. Was, wenn selbst die großen biblischen Hoffnungsbilder vielen verzweifeln und gottverlassenen Zeitgenossen nichts mehr sagen? Das Trost-Evangelium bliebe ein schales Wort. Das Zitieren der Seligpreisungen und Reich-Gottes-Verheißungen wäre nur eine fromme Dauerberieselung, eine einlullende Besänftigung, ein lustloses Picken im Evangelium.

„Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos“ (Franz Kafka)

„Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos“ So lautet einer der Zürauer Aphorismen (vom 21./22.November 1917) von Franz Kafka⁵. Ich bin seit über 20 Jahre Wallfahrtsseelsorger an einem der Trostbilder des Mittelalters, der über 550 Jahre alten

Pietà von Heimbach, dem wichtigsten Marienwallfahrtsort im Bistum Aachen. Im Blick auf das Vesperbild und die „Not Gottes“ ohne ich, was Kafka meinen könnte. Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos; ja, das Vesperbild (und man könnte fortsetzen: das Pestkreuz, vor dem der Papst in Rom während der Pandemie einsam gebetet hat, oder die furchtbar anzusehende „Pietà Röttgen“ im Bonner Landesmuseum) zeigt den Guten und die Gute und macht doch einen trostlosen Eindruck. Es beschönigt nicht, es beruhigt nicht, es macht ratlos. Und doch brachte und bringt der Anblick der „Schmerzhaften Mutter“ und des so unseren Blicken ausgesetzten toten Gottessohnes ohnmächtigen Menschen Halt, eine leise Ablenkung von ihrem Leid in der Hinwendung zu fremdem Leid. Ein Trostbild stellt einen Schutzraum bereit, sich klagend davor einzufinden. Diese schön-schweren Bilder versprechen keinen schnellen Trost und zaubern die Existenznot vieler Pilgernden nicht weg. Ein solches Gnadenbild „enthält“ Trost allein im Osterlicht und mit den Augen des Glaubens.

Die Tröstungskraft der Religion (J. B. Metz)

Die ermüdete Moderne wirkt angesichts diverser Untröstlichkeiten trostlos; doch in solcher Weltuntergangsstimmung bleibt der Durst nach Stillung unserer Trostbedürfnisse immens. Untröstlich sind nicht allein Einzelne; der Zustand der gesamten Welt ist trostlos. Ein „privater“ Trost greift immer zu kurz. Wäre es ehrlicher, sich einzugestehen, dass wir mit den Trostlosigkeiten leben müssen? Man nennt diese Fähigkeit zum Erdulden des Mehrdeutigen „Ambiguitätstoleranz“, das Aushalten der Ambivalenzen. Vielleicht ging das Trösten früher leichter, weil das schwere kurze Leben ohne Trost und Vertröstung unerträglich gewesen wäre und sich kaum kleine Fluchtwege in die Ablenkung anboten. Für viele Zeitgenossen ist der religiöse Trost kaum mehr als ein

wirkungsloses Therapeutikum, ein Ruhigstellen untröstlicher Seelen durch geistliche Beruhigungsspillen. Doch die, die sich die Hoffnung auf den Trostraum der Kirche nicht ausreden lassen, suchen „*Tröstungskraft der Religion*“ (J.B. Metz⁶) und wollen sich den Auferstehungsglauben nicht kleinreden lassen. In aller Skepsis warten sie auf Aufrichtung in der kirchlichen Verkündigung und Praxis; in ihrer „*Glaubenschwachheit*“ (Michel de Certeau) suchen sie nicht die vollmundigen Behauptungen, sondern den „schwachen“ Trost, den der Anblick des Gekreuzigten bietet. Sie wollen die leise formulierte Gewissheit zu hören bekommen, dass wir geborgen sind, dass sich der Eine auf ewig an uns erinnert und mich beleben wird; dass Gott treu ist (Trost ist etymologisch mit „*treu*“ verwandt). Was aber wird aus der Glaubensbotschaft, wenn die Auferstehungssehnsucht, die Jenseitshoffnung schwindet, durch dünne Metaphern oder zivilreligiöses billiges Trostgerede banalisiert wird? Dann bliebe uns allein das Verharren in der Wehleidigkeit oder die Vertröstung auf „kleine Transzendenzen“ – und das Aushalten der trostlosen Stille des Todes. Menschen schöpfen heute Trost aus ganz anderen Quellen und finden Halt eher in der Literatur, der Musik und der Kunst, in kleinen Glücksmomenten. Wie können wir alten Menschen Hoffnungsbilder malen, denen der Glaube an den Trost verloren gegangen ist? Die Trostlosigkeit vieler Menschen im Alter ist eine große Herausforderung der Seelsorge. Wie können wir die Gefühlsschichten derer in Mitte ihres Lebens erreichen, die emotionlose, sachlich agierende Kopfarbeiter sind? Junge Menschen suchen ihren Trost(-Ersatz) eher in Beruf und Vitalität, Liebesbeziehungen, Karriere, Sport, Likes, also Anerkennungen in sozialen Medien, Erfolg, Events ... Sie halten sich an „Sinnfluencer“, kaum an Tröster. In der Einsamkeit der Pandemie trösteten sich viele durch die Einkehr in die Erinnerung; sie brachen auf zu Gedankenreisen an schöne und heilige Orte. Und – wo suchen kir-

chenamtliche Trostspender Trost? Lassen wir uns noch trösten? Retten wir uns in den Trost, den die Theologie oder (wie Boethius) die Philosophie bereitstellt? Zieht es uns zu Trostbildern der Wallfahrtsorte, unter den Asyl gewährenden Schutzmantel Marias? Oder schwingen wir uns ein in die Trostlieder des Gesangbuchs, besuchen wir die Trostapotheke des frommen Lutheraners Paul Gerhardt oder des Jesuiten Friedrich von Spee, halten wir uns an das Trostzeugnis von Dietrich Bonhoeffer, Jochen Klepper oder Huub Oosterhuis? Womöglich bescheiden wir uns und finden Halt bei einem skeptischen Trost ohne große Affirmationen, den exemplarisch Johannes Brahms mit dem Novembertrost seines „*Deutschen Requiems*“ bereithält ...

Christ will unser Trost sein

„*Christ will unser Trost sein*“, singen wir in einem gar nicht triumphalistischen Osterlied, einer Osterleise (GL 318), in der sich Halleluja und Kyrie eleison seltsam verschränken. Diese Leise ist ein leises Lied. Darin erbitten wir Glauben in der Anfechtung, klammern uns an den Person gewordenen Trost des auferweckten Christus⁷. Wenn ich dieses Osterlied singe, verlasse ich mich auf einen „fremden“ Trost, stütze ich mich auf einen Halt „*extra nos*“ (Martin Luther). Diese österliche Perspektive versteht sich nicht von selbst. Der Glaube findet seinen Nucleus darin, dass das Sterben und der Tod Jesu ein wunderbarer Trost im Leben und im Sterben sind. Vor allem alte lutherische Passionslieder empfehlen, dass ich mir das Trostbild des Gekreuzigten vor Augen halte. Wir Christen bekennen, dass uns die Erinnerung an die Todesangst und Todesstunde dieses Einen tröstet. Christus stirbt am Kreuz „*trostlos*“ (GL 532,3), wie es im „*Stabat mater*“ heißt. *Wer „O Haupt voll Blut und Wunden“ singt, klammert sich an keinen starken Helfer: „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod.“* (GL 289,8)⁸

Wie trösten? Und wie nicht?

In einer affirmativen Kultur mit ihren floskelhaften Versatzstücken der Kommunikation hat es diese schwache Sprachgeste schwer. Wer sie trotzdem wagt, der tastet sich mit leisen Sohlen an aufgeraute Menschen heran und führt eine unfertige, unbeholfene Sprache im Mund. Er bietet nur Stückwerk-Trost, keine fertigen und theologisch korrekten Antworten, keine ruhigstellenden Sinngebungen, nicht die Erfüllung der Erwartungen einer „Tröstungsindustrie“ (Th. Assheuer). Zuweilen geschieht das paradoxe Zugleich, einem Menschen Trost zu gewähren und zu verweigern. „Diskret könnte eine Religion genannt werden, die einen Trost gewährt, der nicht tröstet. Demütig beschränkt sie sich auf die Anerkennung des Schmerzes und die Macht des Negativen.“⁴⁹ Soll ich reden und deuten – oder lieber schweigen und die Lücke offenhalten? Wäre das schweigende Verstummen noch schrecklicher als meine unbeholfenen Trostversuche? Wer die Trost-Hoffnung bezeugt, der wagt Unmögliches und kommt mit diesen Versuchen nie ans Ende. Nie ist ein für alle Mal zu Ende getröstet. Nie kann ich heute aus dem Trost leben, der mir vielleicht gestern half. Immer bleibt etwas offen. Trost ist nur vorübergehend. Da kommt etwas aus mir heraus, was nicht in meiner Kraft steht. Ich staune über mich selbst und darüber, wie meine Wortbrücke in die Leere des anderen hineinreicht. Wenn ich zu trösten wage und in glücklichen Momenten Trostworte „aus mir herauskommen“, dann darf ich mir eingestehen: auch ich habe keine Lösung, keinen einleuchtenden Ausweg zu bieten. Wer bin ich, der ich als „Wildfremder“ in einer Trauerfeier tröste? Mir fehlt oft die nötige Vertrautheit mit dem untröstlichen Gegenüber. Trostverkündigung ohne eine therapeutische, zeitschenkende Pastoral wird kaum die Wunden und Untiefen des anderen erreichen. Ich bewege ich mich trotz aller Empathie nicht auf Augenhöhe mit den Getrösteten. Ich kann nur annähernd mitfühlen, was der untröstliche An-

dere empfindet. Und doch: Wenn nicht wir, die wir predigend eine andere Wirklichkeit bezeugen – wer soll es sonst tun? Wir spenden eine Wort-Medizin, die nicht von dieser Welt ist; es gibt kein weltliches Surrogat für den religiösen Trost, für die Hoffnung auf den, der zu guter Letzt alles gut und schön macht. Diese tastende Sprache, die nonverbale Trostmittel der Liturgie, der Rituale, Bilder und Lieder, die „in Einsamkeit mein Sprachgesell“ (Paul Gerhardt) werden, das nonverbale Dabeisein¹⁰, schaffen einen Resonanzraum, in dem sich Trost ereignen kann. In Gottes Namen nehme ich den Mund sehr voll. Dem Standortlosen, dem der bislang sicher geglaubte Boden unter den Füßen weggerissen wird, mache ich in Gottes Namen gewaltige Versprechungen und wage Verheißungen, für deren Wahrheitsgehalt ich nicht geradestehen kann und muss. In Kasualgottesdiensten sprechen wir zu geistlich Bedürftigen, oft Verstörten, die nicht das flotte Trostpflasterchen der vordergründigen Erklärungsversuche hören wollen. Sie brauchen geschenkte Zeit und dann auch den Proviant des leisen Wortes, das „Mühselige“ aufrichtet und aus einem wahrhaft mitleidenden Herzen kommt; das Wort, das innerweltlich Udenkbares verheißt und mehr in Aussicht stellt als das, was in meiner Handlungsmacht steht. Trost ist nicht allein Inzest gegen den Status quo, nicht das „Eiapopeia vom Himmel“ (H. Heine). Wenn Trost glückt, dann müsste es ein österliches Trotz-Wort sein. Wenn es nicht den Trost von Ostern gäbe, dann wäre aller irdische Trost nur gut gemeint.

Trost gehört zu den großen Worten oder Wörtern für einen der intimsten Vorgänge im Sprachgeschehen; und dieses soll nun in der Predigt gewagt werden, in der Begräbnisansprache zu allererst. „Schön haben Sie gesprochen!“, hören Prediger zuweilen nach einer Trauerpredigt. Schön wäre diese Rede, wenn sie Hoffnung macht auf den, der uns in „das Land seiner Ruhe“ (Hebr 4,1) kommen lässt, wenn sie den Zurückgebliebenen wieder Lust zum Leben gibt, einen neuen Horizont aufreißt und Aus-

schau halten lässt auf den auf uns zukommenden Trost. Zu dieser Lebenskunst will der Advent uns verhelfen. Zeitweise bin ich ein schlechter Tröster. Ich kann's einfach nicht! Hier zeigt sich die Predignot. Überschwängliche Antworten und Versprechen sind unangebracht. Wenn uns Worte und Wortbilder glücken, die Licht ins Dunkel bringen und den Trostlosen besser leben lassen, dann wäre dies ein Sprachenwunder. Wir wagen das Unmögliche, das, was eigentlich „nur“ Gott kann. Trostpredigt ist mehr als affirmative und beruhigende Glückspredigt, mehr als Flucht in den „lieben Heiland“, in Ideallösungen, Beschönigungen, Verharmlosungen, in die „Sinnstiftungen“ und wohlfeilen Lebenstipps hinein. Wir brauchen konkrete Trostbilder, auch Bilder vom Himmel, von der uns bergenden Hand Gottes; Bilder, die Beheimatung in der Glaubenswelt schenken. *„Erzählen Sie mir was vom Jenseits!“* (Gabriele Wohmann)¹¹. Mach mich neugierig auf das, was „nachher“ kommt! *„Sagen Sie mal, was wird aus Erwin, jetzt, wo er tot ist?“* fragt die Mutter eines tödlich verunglückten Sohnes den durchaus einfühlsamen Vikar, der in theologisches Schweigen verfällt und „bekennt“, er sei „Vertreter der Ganztodtheologie“:¹² Hätte ich in diesem Kairos der *„Alltagsseelsorge“* (E. Hauschildt) Trostreicherer zu sagen gewagt? Oder fehlt mir der Mut zum eschatologischen Bekenntnis? Wenn wir Trostworte wagen, dann muss ich mich der Selbstprüfung stellen: Was tröstet und wer hält mich? Welche biblischen Hoffnungsbilder sprechen zu mir? Wie konkret und kühn dürfen die Ausmalungen des kommenden Trostes sein? Wir sollten nie nicht schamhaft verschweigen, die Hoffnungsperspektive von dem neuen Himmel und der neuen Erde, wo vielleicht niemand mehr getröstet werden muss. Jenseitstrost ist nicht immer Jenseitsvertröstung.

„Wer von uns darf trösten?“

Nie sind wir hilflosere Sprachhandwerker als in Situationen der Trostlosigkeit. Wenn

der Trost der Welt versagt und auch das mir guttuende „Alles wird gut!“ nur eine Beschwichtigung wäre, dann wagt der Prediger einen Drahtseilakt. Der Sprechakt in diesem besonderen Kasus ist ein zerbrechliches Sprachgeschehen¹⁴. Von uns wird emotional und intellektuell Großes abverlangt; wir wagen Übermenschliches, können verletzen und heilen. Selbstüberforderung droht und die Sorge, dem anderen den wahren Trost schuldig zu bleiben. Wir reden vom Tröster-Gott zu Hörer/innen, denen womöglich Gott aus dem Horizont ihres Lebens verschwunden ist. Die Angst ist da vor frommen Lügen¹⁵. Uns überfällt die Predigt-Scham, wenn wir nur mit Ablenkungen und billigen Besänftigungen dem anderen beizukommen versuchen. Ja, ich schäme ich mich mancher meiner eigenen gut gemeinten Trostworte, meiner Unbeholfenheit fremdem Leid gegenüber. *„Wer nicht gelitten hat, weiß auch nicht, wie man tröstet“*, sagte Dag Hammarskjöld. Uns Prediger belastet der Druck, jetzt um Gottes Willen authentisch reden zu müssen. Kaum mehr als bei unseren Trostversuchen können wir uns im Ton vergreifen und dürfen zugleich auch improvisierter, unfertiger und stotternder reden, unbeholfen vielleicht, ohne das bewährte Geländergängiger Bibelzitate, frommer Beteuerungen und gutgemeinter Erklärungsversuche. Im Zuspruch des Trostes sprechen wir ohne Netz und doppelten Boden. Ich bin wehrlos. Als Prediger verfüge ich nicht über die Wirkung meiner losgelassenen Worte und warte genauso wie die Zuhörenden auf das, was uns nicht zur Verfügung steht. In der gebrochenen Sprache des Trostes spiegelt sich wider, dass wir von dem, was unsagbar ist, eigentlich gar nichts wissen. Auf dem Grabstein des deutschen jüdischen Schriftstellers Carl Ludwig Börne (gestorben 1837) steht: *„Trost gibt der Himmel. Von den Menschen erwartet man Beistand.“* Dieser passionierte Beistand der Tröster, also der seelsorgliche Dienst im Vorfeld eines verbalen Trostaktes, die wortlosen Gesten des Dabeiseins und Aushaltens, das Mitweinen-Können mit den Weinenden, die Nach-

ahmung des tränenabtupfenden Gottes (Offb 21,3) – das ist die Geste, die das letzte Kapitel der Heiligen Schrift aufbewahrt. Fulbert Steffensky sagt es so: „*Trost ist das mütterlichste Wort unserer Sprache*“¹⁶. Nie ist der Hunger nach unverbrauchten und „authentischen“ Worten größer als da, wo wir Untröstlichen gut zureden. Schnell entlarvt sich das Gerede, das Getue, das niemandem weiterhilft, die schalen Worte, die bereits Hiob quälten (Ijob 19,2; 21,34, 42,5-11). Voreilig und ohne bösen Willen kann man mit verletzenden Floskeln Wundpflaster aufkleben, wo das Schweigen und das ungeschönte Aushalten einer Aporie angebracht wären. Hilflos kann ich mich im Ton vergreifen und zu eloquent werden. Zur falschen Zeit und verfrüht will ich Trost anbieten. Manche meiner Worte sind nur von Meistern des Tröstens geliehen – wobei es nicht schlecht und ehrenrührig ist, das Wagnis des Tröstens mit fremden und unverbrauchten Trostwörtern zu versuchen. Nicht jeder von uns ist wie der Apostel Barnabas eine Tochter, ein „Sohn des Trostes“ (Apg 4,36).

Warum wir den Advent so dringend brauchen

Ob der Trost ankommt, ist genauso unvorhersehbar und unverfügbar wie die Ankunft des Heiligen Geistes in uns. Ich glaube nicht, dass man Trost in sich ansammeln kann, aufbewahren für härtere Stunden. Wir warten auf Trost und besitzen ihn nie. Man erwartet von uns Predigern, dass wir „es können“, aus einem überweltlichen Trostrepertoire sprechen, die Totenstille unterbrechen, hilfreiche Deutungen anbieten, „authentisch“ Menschen zu Herzen reden, Risse und Brüche notdürftig kitteten. Doch es wird immer Menschen geben, die wir trostlos zurücklassen. Manchmal ist die Stille der wahre Trost, das Schweigen der Vorraum für das, was allein von Gott her geschehen kann, ein Zufluchtsort, wo nichts mehr gesagt werden muss, wo wir gemeinsam standhalten, das Trostlose aus-

halten, die namenlose Angst einem anderen nicht nehmen, den „*Trost im Undenkbaren*“ (Christian Lehnert)¹⁷ erhoffen. Im Wort Gottes kommt uns ein „fremder Trost“ zu Ohren, für dessen Wahrheitsgehalt wir nicht einsteigen und geradestehen müssen. Wir wären heillos überfordert, wenn wir von uns mehr verlangten. Wir hoffen auf einen, der sein Versprechen erfüllt. Trost kommt von außen, von vorne, von oben, aus einer anderen Welt, ist „Himmelstrost“, ein geistbegabtes Geschehen. Ist Kirche noch bei Troste? Und ist Trost in Sicht? Advent und Pfingsten erinnern daran, was der trostlosen Kirche und der untröstlichen Welt fehlt: eine unverfügbare Gabe vom Himmel, die Ankunft des Tröster-Gottes. „*Consolamini, consolamini populo me*“. „Tröstet, tröstet mein Volk“ (Jes 40,1), so singen wir im Advent und erwarten diese Himmelskraft, die wir überschwänglich, klagend und unbescheiden erleben und einfordern. Allein schon das Besingen des schmerzlich Vermissten im Wartesaal des Advents kann trösten.

Anmerkungen:

- 1 Michael Krüger, Brief. In: ders., Archive des Zweifels. Gedichte aus drei Jahrzehnten. Frankfurt 2001, S.98.
- 2 Franz Kafka, Tagebücher, hg. von Hans-Gerd Koch/Michael Müller/Malcom Pasley = Franz Kafka, Schriften. Tagebücher. Kritische Ausgabe, hg. von Jürgen Born, Darmstadt 1990, S. 851.
- 3 Bazon Brock, Ästhetik der Vermittlung. Köln 1977, S. 797.
- 4 Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Gesammelte Schriften, hg. von R. Tiedemann, Bd. 4. Frankfurt 2003, 26 (I, 5).
- 5 Franz Kafka, „Du bist die Aufgabe“. Aphorismen, hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Rainer Stach. Göttingen 2019, S.62.
- 6 Johann Baptist Metz, Über den Trost, in: Tiemo Rainer Peters, Claus Urban (Hg.), Über den Trost. Für Johann Baptist Metz. Ostfildern 2008, S.10.

- 7 Hans-Christian Kammler, Der Trost des Evangeliums angesichts des Todes, in: Ders., Jesus Christus – Grund und Mitte des Glaubens (2013, Exegetische Studien und theologische Aufsätze. Leipzig 2021, S. 377–399.
- 8 Vgl. Hans Joas, Warum Kirche? Selbstoptimierung oder Glaubensgemeinschaft. Freiburg 2022, S. 93.
- 9 Thomas Assheuer, Diskrete Religion in: Tiemo Rainer Peters/Claus Urban, Über den Trost. Für Johann Baptist Metz. Ostfildern 2008, S.19–22, hier 20.
- 10 Reinhard Feiter, Trösten – oder: Die Kunst, nicht trösten können zu wollen, in: PThl 26 (2006) 149–160.
- 11 Gabriele Wohmann, Erzählen Sie mir was vom Jenseits. Mainz 1994.
- 12 Peter Bukowski, „Was wird aus Erwin, jetzt, wo er tot ist?“. Rückfragen an die 1. Ausbildungsphase: RKZ 139 (1998) 352–356, hier 352.
- 13 Maike Schult, „Wer von uns darf trösten?“ Zum hermeneutischen Auftrag der Seelsorge, in: Wege zum Menschen 74 (2022), S. 71–90. Matthias Drobinski, Trost lenkt den Blick nach vorn, in: christmon 04.2021, S.20–22.
- 14 Geglückte Beispiele finde ich z.B. bei: Petrus Ceele, Die Kunst des Schweigens. Trost in Trauer und Leid. Stuttgart 2016.
- 15 Vgl. den wichtigen Aufsatz von Henning Luther, Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge (1991), in: Praktische Theologie 33 (1998), S. 163–176. Dazu: Kerstin Menzel, „Nur wer klagt, hofft“ – Die Lügen der Tröster in Zeiten der Pandemie; feinschwarz./net. Theologisches Feuilleton, erschienen am 14.01.2021.
- 16 Fulbert Steffensky, Trost – das mütterlichste aller Worte, in: T. R. Peters, a.a.O. (Anm.6), S.52. Ders., Orte des Glaubens. Die sieben Werke der Barmherzigkeit. Stuttgart 2017.73–79.
- 17 Johann Hinrich Claussen, „Trost im Undenkbaren“. Nachdenken über die theoliterarischen Essays von Christian Lehnert, in: ThLZ 147(2022) Sp.279–292, hier Sp. 284.

Manfred Glombik

Tue Gutes!

Das Gemeinwohl

In einer Zeit eines umfassenden Wandels, weitgehender Veränderungen im wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Leben suchen immer mehr Menschen nach einer sicheren Grundlage für ihr Mitwirken in dieser Gesellschaft. Zunächst geht es vielfach um eine Orientierungshilfe: Je mehr sich in der Gesellschaft verändert, desto schwieriger wird es, sich zurechtzufinden, einen Sinn in dieser sich immer verändernden Welt zu finden.

Wenn wir eine bessere Gesellschaft einrichten wollen, kommt es darauf an, dass wir eine nachhaltige Bewegung aufbauen können, die unsere Gesellschaft will¹.

Wir brauchen Gläubige, die Möglichkeiten zum Gespräch und zum gemeinsamen Einsatz für das Gemeinwohl und die Förderung der Ärmsten schaffen². Christlicher Glaube und Nachfolge Jesu werden leibhaftig spürbar, wo Menschen einander zu Mitmenschen werden³.

„Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen’s sich wohl sein“ – „Das wäre was für uns“, sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“ sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müssten, um die Räuber hinauszujagen und fanden endlich ein Mittel⁴.

Das Wohl unserer Zeit sieht aber etwas anders aus: Gemeinwohl ist das Wohl einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft, von der Familie bis zum Staat; aber auch Hilfe dieser Gemeinschaften für die Mitglieder⁵. Der Begriff des Gemeinwohls (lat.: bonum commune; engl.: common good) mit seinen Varianten (u. a. Gemeinwohl, Gemeingut, Gemeinnutz, Gemeinnützigkeit) ist der Inbegriff der Mittel und Chancen,

die in sozialer Kooperation bereitzustellen sind, damit „die einzelnen, die Familien und gesellschaftlichen Gruppen“ ihre eigenen Werte und Ziele „voller und schneller erreichen“ können⁶. Aus der Würde, Einheit und Gleichheit aller Personen ergibt sich vor allem das Prinzip des Gemeinwohls, auf das sich jeder Aspekt des sozialen Lebens beziehen muss, um die Fülle seiner Bedeutung zu erlangen. Die Kirche versteht darunter auch „die Gesamtheit jener Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die sowohl den Gruppen als auch deren einzelnen Gliedern ein volleres und leichteres Erreichen der eigenen Vollendung ermöglichen“⁷. Im Sinne der gesamten Definitionen des Begriffes: Gemeinwohl geht vor Einzelwohl⁸. So schließen sich beispielsweise Personen von gleicher politischer Überzeugung zu einer Partei zusammen, um dadurch ihre gemeinsamen politischen Ziele besser verfolgen zu können. Dabei geben sie ihre „Person“ nicht auf, sondern versuchen diese in Gemeinschaft mit anderen zu entfalten. Es sind konkrete Menschen, die als Mitglieder eine soziale Institution tragen. Nicht die Institution als solche verwirklicht die Ziele, sondern die einzelnen Personen selbst in und durch ihre soziale Kooperation, auch Personalität genannt.

Das Gemeinwohl ist die Summe all jener Bedingungen sozialen Lebens – wirtschaftlich, politisch, kulturell –, die es Frauen und Männer ermöglichen, leicht und ganz ihr Menschsein verwirklichen zu können. Die Erfahrung individueller Rechte macht man immer im Zusammenhang der Förderung des Gemeinwohls. Es gibt auch ein internationales Gemeinwohl⁹.

Die katholische Soziallehre, in der Gemeinwohl ein zentrales Sozialprinzip ist, basiert auf einer gefüllten Idee vom Gemeinwohl, das einem übergeordneten, vernünftigen und göttlichen Interesse entspricht (Thomas von Aquin 1225 – 1274). Es ist eine Kernaussage, welche charakteristisch ist für die katholische Soziallehre. Sie beansprucht aber nicht, vollständig zu sein. Doch ist sie enorm wichtig¹⁰.

Im Grundgesetz (GG) ist die Gemeinwohlverpflichtung allein über das Eigentumsrecht definiert¹¹, also nicht isoliert in die Verfassung aufgenommen. Allerdings entwickelt sich in der Entstehung der Sozialen Marktwirtschaft bei führenden Vordenkern wie Wilhelm Röpke (1899–1966), Alexander Rüstow (1885–1963) und Alfred Müller-Armack (1901–1978) eine ausgeprägte Gemeinwohl-Orientierung in den Begriffen „Wettbewerb“ und „Gerechtigkeit“.

Mit der Einführung der Sozialen Marktwirtschaft¹² sollten ökonomische Effizienz des Marktsystems und soziale Gerechtigkeit in Einklang gebracht werden. Ökonomisches Handeln im ursprünglichen Sinn bedeutet, mit möglichst wenig Aufwand ein möglichst gutes Ergebnis erzielen. Dazu gehört ein schonender, sparsamer Umgang mit Ressourcen, auch solcher, die nicht in Geldwert berechnet werden können, wie etwa der Verbrauch sauberer Luft. Der Mensch muss so wieder zum Mittelpunkt bzw. Ziel der Wirtschaft sein. Also Gutes Leben für alle Menschen¹³.

Die Wirtschaft nimmt hier eine dominante Position für die gesellschaftlichen Entwicklungen ein. Gleichzeitig mangelt es aber an Wissen und Funktionsweise und Gestaltungsmöglichkeiten. Papst Franziskus geißelt in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ (EG) eine „Wirtschaft ohne Gesicht“¹⁴ und wünscht sich ein „dienendes Geld“¹⁵. Doch Geld ist uns wichtig – doch wie wichtig es ist, hängt nicht zuletzt mit unserem kulturellen Hintergrund zusammen und ist rund um die Erde verschieden. Die Frage, ob Geld glücklich macht, beantwortet die Generation von morgen anders als ihre Eltern.

Wo der Markt sich selbst überlassen bleibt, entsteht Ungleichverteilung von Einkommen, Vermögen und Beteiligungschancen. Aufgabe der Politik ist es, hier dafür so sorgen, dass alle Menschen einen gerechten Anteil an den gemeinsam erwirtschafteten Gütern und Leistungen erhalten und menschwürdig leben können.

Die demokratische Reife einer Gesellschaft zeigt sich aber im Umgang mit Min-

derheiten, wie sie Rechte und kulturelle Eigenart ethnischer Gruppen anerkennt und fördert.

In den Abhandlungen an dieser Stelle über die Prinzipien der Subsidiarität¹⁶ und Solidarität¹⁷, des gegenseitigen Helfens, haben wir bereits gesehen, dass insbesondere unter diesen Gegebenheiten die Voraussetzungen für eine unserer Kulturstufe angemessene Eigenbetätigung geschaffen werden muss. Dabei schließt die Solidarität als Ganzheitsprinzip das Gemeinwohl mit ein.

In weiten Bereichen ist die Mehrheit der Menschen ohne die von der Gemeinschaft geschaffenen Vorbedingungen nicht in der Lage, ihre naturgegebenen Anlagen zu nutzen, geschweige denn sie zu entfalten. Erst wenn die erforderlichen Voraussetzungen, Einrichtungen und Institutionen geschaffen sind, kann eine den Erfordernissen unserer Zeit angepasste Selbstverwirklichung des Menschen erfolgen.

Entscheidungen in Gesellschaft, Politik und Öffentlichkeit sind vor allem die Auswirkungen auf zwischenmenschliche Beziehungen und sozialen Zusammenhalt zugrunde zu legen, anstatt sie vorrangig nach Einzelinteressen auszurichten.

Würde hat hier keinen Preis. Aber der aufrechte Gang muss, wenn auch stolpernd, so doch beharrlich gelernt werden! Aber Solidarität und Gemeinwohl zu fördern ist Aufgabe staatlicher Politik. Wo sich die Rahmenbedingungen dieser Politik ändern, wird immer häufiger der Rückzug des Staates gefordert. Doch Sozialstaat und Freiheit, Solidarität und Gemeinwohl schließen einander nicht aus, sondern bedingen und ergänzen einander.

Das zentrale Anliegen ist der Appell an alle Christen und Menschen guten Willens, sich an der Gestaltung einer gerechten Gesellschaft zu beteiligen und sich aktiv für die notwendigen Veränderungen einzusetzen¹⁸. So sind die faktischen primären Orte hier der Pfarrgemeinderat, Kirchenvorstand, einzelne Ausschüsse und Gruppen, kirchliche Verbände und Einrichtungen und christliche Bewegungen.

- Die Kirche soll dabei erfahrbar werden als
- Orte der Orientierung, an denen aus dem christlichen Glauben heraus das Fragen nach Sinn und Ziel des menschlichen Lebens in Gemeinschaft und des Lebens der Gesellschaft wachgehalten wird;
 - Orte der Solidarität und Nächstenliebe, an denen untereinander und für andere die eigene Verantwortung bejaht und praktiziert wird;
 - Orte der Hoffnung, an den Perspektiven gesucht werden für eine sinnvolle Gestaltung gesellschaftlichen Zusammenlebens und an denen bei dieser Suche der Blick über das Heute hinaus geöffnet wird.

Diese Programmatik ist ebenso Angebot wie Aufgabe für den Selbstvollzug von Kirche in Gesellschaft.

Trotz oder gerade in besorgniserregenden Entwicklungen in unserer Gesellschaft wächst aber der Werte- und Sinnbedarf der Menschen in unserer Gesellschaft – und ihre Suche nach stabilen moralischen Instanzen. Es werden hier Helden gesucht, die sich am „Tisch der sozialen Gerechtigkeit“ versammeln. Denn eigentlich haben wir ein cooles Leben¹⁹.

Die Verantwortung aller

Jedes Sozialgebilde hat von seinen Gliedern, seinen Anlagen und seiner geschichtlichen Prägung her seine besondere Struktur. Es lässt sich, weil es von vielen verschiedenen Faktoren bestimmt ist, nur schwer mit anderen Sozialgebilden vergleichen. Deshalb hat auch jedes Sozialgebilde sein eigenes Gemeinwohl.

Sehen wir uns einmal an, was zum Beispiel ein Fußballverein als sein Gemeinwohl begreifen könnte. Bei einer Fußballmannschaft haben sich verschiedene Spieler mit unterschiedlichen Fähigkeiten zusammengeschlossen, um als Mannschaft erfolgreich Fußball zu spielen. Um ein gutes Zusammenspiel gewährleisten zu können,

trifft sich die Mannschaft regelmäßig zum Training. Fehlt nun ein Spieler wiederholt unentschuldig, wird es früher oder später zwischen ihm und der Institution „Fußballmannschaft“ zum Interessenkonflikt kommen, weil er diese durch seinen Trainingsrückstand schwächt. Ein gutes Zusammenspiel, also das Gemeinwohl, kann nicht eingeübt werden. Letztlich wird der Spieler vor die Entscheidung gestellt werden, entweder regelmäßig zum Training zu kommen und so einen Beitrag zur gemeinsamen Zielerreichung, erfolgreich Fußball zu spielen, zu leisten oder er wird die Mannschaft verlassen müssen, weil er sich mit dem gemeinsamen Vorhaben nicht mehr voll identifiziert. Dabei darf die Fußballmannschaft nichts fordern, was die Personenwürde eines Mitspielers missachtet. Das Beispiel soll deutlich machen, dass durch den freiwilligen Eintritt in eine soziale Institution von den Mitgliedern die gemeinsamen Ziele und Interessen anerkannt werden müssen. Kommt es zu Problemen, darf sich der einzelne diesem Sozialgefüge nicht anschließen bzw. er muss es wieder verlassen. Identifikation mit den gemeinsamen Zielen wird so zum Schlüssel für ein funktionales Sozialgefüge²⁰.

Soziale Fragen im öffentlichen Leben werden immer wieder neu erkannt und brauchen oft rasche Lösungen um des Gemeinwohles willen. Wir sehen dies heute bei der Umweltproblematik. Auf die Dauer wird das Problem aber nicht nur von oben durch Steuern zu lösen sein. Man wird die Verursacher der Umweltbelastungen finden müssen. Man wird die Kräfte der unteren gesellschaftlichen Ebenen mobilisieren müssen, um unnötige Belastungen zu vermeiden und notwendige Ausgaben zu finanzieren. Nur so kann das Gemeinwohl erreicht werden.

Gemeinwohl geht also vor Einzelwohl. So wie dieses Ziel auch vom Sozialgebilde erstrebt wird, gefördert und mit allen sittlichen Mitteln herbeigeführt werden muss, ist es auch allen Gliedern der Gemeinschaft von Menschen abzuverlangen, nach Kräften zum Gemeinwohl beizutragen. Dies kann

nicht nur Aufgabe der guten, das Wohl des Ganzen beachtenden Glieder sein, sondern hierzu müssen alle herangezogen werden²¹. Dabei kann das Wohl des Staates, das nicht zum Wohle der Menschen beiträgt, nicht in Anspruch nehmen, das Gemeinwohl zu verwirklichen. Unverkennbar sind die Abhängigkeit vom Gemeinwohl und Einzelwohl und sein wechselseitiger Bezug.

Das Gemeinwohl ergibt sich so, wie Solidarität und Subsidiarität auch, aus der Sozialanlage des Menschen, sie sind mit seiner Menschenwürde verbunden und von allgemeiner Gültigkeit.

Diesem Prinzip entspricht die soziale Tugend des Gemeinsinns. Als Baugesetz der Gesellschaft gehört es mit zum obersten Prinzip.

Das Gemeinwohl muss unter dem Sittengesetz stehen. Darum darf seine Bestimmung nicht der Willkür der Menschen, der Gruppen, der Parteien oder der Verbände ausgesetzt werden. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt dazu²²: „Beim Gebrauch einer jeden Freiheit ist das sittliche Prinzip der personalen und sozialen Verantwortung zu beobachten: Die einzelnen Menschen und die sozialen Gruppen sind bei der Ausübung ihrer Rechte durch das Sittengesetz verpflichtet, sowohl die Rechte der anderen wie auch die eigenen Pflichten den anderen und dem Gemeinwohl gegenüber zu beachten. Allen Menschen gegenüber muss man Gerechtigkeit und Menschlichkeit walten lassen“.

Dem Geltungsumfang nach bekommen so sittliche Pflichten aufgrund des Gemeinwohlbezugs einen höheren Rang. Soziale Pflichten haben den Vorrang vor Pflichten aus dem Eigenwohl, sofern diese Pflichten sich auf die gleiche Güterebene beziehen. Die Berufung auf den Satz „Gemeinwohl vor Eigenwohl“ darf nicht einen höheren Wert der Einzelperson oder der kleinen Gesellschaft dem Gemeinwohl unterordnen. So hat die Freiheit des Gewissens bei der Entscheidung für Gewaltlosigkeit zum Beispiel den Vorrang vor der Verpflichtung des Bürgers zum Militärdienst aufgrund des Gemeinwohls. Im quantitativen Bereich hat

die Gemeinwohlverpflichtung ihre Grenze aber dort, wo das Wohl des überwiegenden Teils einer Gemeinschaft in Frage gestellt würde.

Als Rechtsprinzip ist es oberstes Gesetz und entscheidendes Baugesetz der Gesellschaft zur Sicherung der sozialen Gerechtigkeit. In diesem Sinne kann man das Gemeinwohl definieren als allseitige Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit. Es verpflichtet das Gewissen der in der Gesellschaft verbundenen Glieder im Bezug auf die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Autorität. Es begründet, regelt und begrenzt gesellschaftliche Autorität.

Seine Verpflichtungsweise ergibt sich aus dem Naturrecht im Zusammenhang mit der Sozialnatur des Menschen und nicht erst aus menschlicher Übereinkunft und positiver Gesetzgebung.

Rückbesinnung

Der Knotenpunkt zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklung liegt im Spannungsfeld von wirtschaftlichem, staatlich-politischem und zivilgesellschaftlichem Handeln. Soziale Verantwortung kann nachhaltig nur im Zusammenhang dieser Bereiche entwickelt werden.

Jede menschliche Gemeinschaft hat ihr eigenes Gemeinwohl: Dieses ist immer das Wohl zwar verschiedener Menschen, aber eben solcher, die sich in einer Gemeinschaft zusammenfinden. So gesehen ist seine Verwirklichung notwendig, nicht nur für den Einzelnen, der in verschiedenen Gesellschaften von der Familie über die Gemeinde, in den beruflichen Organisationen und vielen anderen Gemeinschaften bis hin zum Staat lebt und wirkt, sondern für die ganze Gesellschaft. Immer wieder muss aber zwischen unterschiedlichen Interessen vermittelt und ausgeglichen werden. Das muss getragen sein von einem Netzwerk von Gruppen für das Gemeinwohl, es müssen Treffen zum Austausch von Ideen und zur Vorbereitung von Aktionen veranstaltet werden; und das muss überall geschehen,

in Wohnungen und an den Arbeitsplätzen, in Gewerkschaften, politischen Parteien, Kirchen und Schulen. Wir sollten uns nicht entmutigen lassen.

Denn Ursprung, Träger und Ziel jeder sozialen Institution ist und muss also sein: die menschliche „Person“. Alle Menschen sind gleichwertig. Die Achtung der Würde des anderen, die die „Gemeinschaft“ prägt, ist letztlich Frucht der Anerkennung menschlichen Handelns. Gemeinsam wird ein Ziel verfolgt. Allerdings darf die einzelne Person nicht völlig in der sozialen Institution aufgehen. Dabei ist es wichtig, dass jedes Sozialgefüge durch die „Gesellschaft“ geprägt ist. Im klaren Abgrenzen, also im „konkurrierenden Umgang“, werden Zuständigkeiten geklärt und die Verantwortung verteilt. Im Sinne der „Gerechtigkeit“ fordert der einzelne das, was ihm zusteht. Der Mensch ist nicht etwas Statisches, das keiner Veränderung unterliegt. So gilt es, die Prinzipien der katholischen Soziallehre als Ordnungsgrößen ständig neu anzuwenden. Dadurch kann die richtige und der Situation entsprechende Verhältnisbestimmung zwischen konkreter Person und konkreter sozialer Institution gefunden werden. Dies kann ein mühsames Unterfangen darstellen, das Ausdauer und Energie erfordert. Es gibt weder die ideale Person, den Muster-Menschen, noch die ideale Vorzeige-Institution, die genau einem Schema entspricht. Es wird vieles auch Theorie und Ideal bleiben – das allerdings als Richtungsgröße zur Orientierung dient.

Anmerkungen:

- 1 *Richard Wilkinson/Kate Pickett*, Gleichheit. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. 5. Auflage. Berlin 2016, S. 300.
- 2 *Papst Franziskus*, Fratelli tutti, Nr. 282.
- 3 Hirtenwort zum Martinstag am 11.11.2021 von Dr. *Heiner Wilmer* SCJ, Bischof von Hildesheim.
- 4 *Brüder Grimm*, Die Bremer Stadtmusikanten.
- 5 *Alfred Klose*, Die Katholische Soziallehre. Ihr Anspruch, ihre Aktualität. Graz, Wien, Köln 1979, S. 222.

- 6 Anton Rauscher (Hrsg.), Handbuch der Katholischen Soziallehre. Berlin 2008, S. 144–145.
- 7 Kompendium der Soziallehre der Kirche. Freiburg im Breisgau 2006, S. 133.
- 8 Rudolf Weiler, Einführung in die katholische Soziallehre. Ein systematischer Abriss. Graz, Wien, Köln 1991, S. 37.
- 9 Mater et magistra, Nr. 65, 78, 93, 96, 202 und weiter mit – Pacem in terris, Nr. 55–59. – Gaudium et spes, Nr. 26, 65, 75. – Populorum progressio, Nr. 31. – Octogesima adveniens, Nr. 45. – Laborem excercens, Nr. 10.3. – Libertatis conscientia, Nr. 73, 87. – Sollicitudo rei socialis, Nr. 39. – Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle: Katholische Soziallehre und die amerikanische Wirtschaft, Nr. 99 ff., 295. – Deus caritas est, Nr. 28. – Evangelii gaudium, Nr. 39, 56, 65, 182, 189, 203, 205, 217 – 238, 240 – 241. – Laudato si', Nr. 156 – 158.
- 10 Hermann-Josef Große Kracht, „Warum macht die Kirche so wenig daraus?“ Kirchenzeitung für das Bistum Hildesheim vom 14.9.2021, S. 4.
- 11 Art. 14 Abs. 2 GG. – Art. 28 GG: Die Bundesrepublik Deutschland ist ein sozialer Rechtsstaat.
- 12 Den Ausdruck „Soziale Marktwirtschaft“ benutzte Müller-Armack, und zwar als Überschrift für den 2. Teil seines Ende 1946 erschienen Buches, „Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft“. Ludwig Erhard (1897–1977) übernahm dann den Ausdruck regelmäßig seit dem 17.8.1948 in der Debatte des Wirtschaftsrates und fortgesetzt mit der Währungsreform.
- 13 Das Memorandum „Mehr Beteiligungsgerechtigkeit“ der Kommission VI für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz vom 29.10.1998.
- 14 Nr. 55 EG.
- 15 Nr. 58 EG.
- 16 Pastoralblatt 5/2020, S. 151.
- 17 Pastoralblatt 5/2021, S. 147.
- 18 Vgl. auch das Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ vom 28.2.1997. – Impulspapier „Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft“ der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 28.2.2014.
- 19 Petra Hartlieb, Meine wundervolle Buchhandlung. Köln 2014, S. 205.
- 20 Johannes Cl. Eckert, Dienen statt Herrschen. Stuttgart 2000, S. 113.
- 21 Johannes Skorzak, Grundlagen der christlichen Gesellschaftslehre. Eine Orientierung. Leutesdorf 1979, S. 25.
- 22 Erklärung über die Religionsfreiheit, Nr. 7.

Igor Tadic/Elmar Nass

Theorie ohne Praxis ist stumpf – Praxis ohne Theorie ist blind

Am Beispiel ganzheitlicher christlicher Sozialethik

Zukunftsfähige Theologie muss relevant sein, sonst ist sie überflüssig. Dazu muss sie Orientierungen geben für diejenigen Fragen, die die Menschen unserer Zeit bewegen und stellen. Sonst ist sie ein Glasperlenspiel im Elfenbeinturm. Sie muss dabei gute und nachvollziehbare Gründe für ihre Thesen und ihren Kompass vorlegen. So weist sie sich als vernünftig aus und kann in einen gewinnenden Dialog mit anderen Orientierungen in unserer pluralistischen Gesellschaft treten. Ihre Gründe sollten dabei auch ein erkennbar theologisches Profil ausweisen, sich somit nicht davor scheuen, auf Gott, Jesus, die Bibel, Kirchenväter, Heilige, kirchliche Dokumente, Traditionen u. a. zu verweisen. Würde man das alles auslassen, brauchte es keine Theologie mehr, denn sie hätte nichts zu sagen, was nicht andere genauso gut sagen können. Zu einem solchen Selbstbewusstsein ermutigt der säkulare australische Sozialphilosoph Charles Taylor die Christen. Er wünscht sich ein solches Einbringen dezidiert christlich begründeter Orientierungen für unser Sozialverhalten: also etwa für Fragen der Würde, der Vergabung, der Vergänglichkeit, der Inklusion, der Nachhaltigkeit, der Toleranz, des Miteinanders usw. Der so fundierte Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis und umgekehrt ist das Anliegen der neuen Vorlesungsreihe „Christliche Sozialethik kon-

kret: mit Experten aus der Praxis", die wir von unserem Lehrstuhl für Christliche Sozialwissenschaften und gesellschaftlichen Dialog im Sommersemester 2022 erstmals an der Kölner Hochschule für Katholische Theologie umgesetzt haben. Er hat drei Säulen: 1.) sichtbar christliches Bekenntnis, 2.) vernunftgemäße Argumente und 3.) verstehbare Antworten auf relevante soziale Fragen unserer Zeit. Dieses spannende Pilotprojekt hat große positive Resonanz gefunden, so dass wir mit unserem Artikel einladen wollen, ggf. in der pastoralen Bildungsarbeit, Schule u. a. vergleichbare Formate umzusetzen. Hierzu stellen wir zunächst die Motive vor, warum wir eine solche Praxisvorlesung für eine Bereicherung des theologischen Curriculums und analog auch für Angebote theologischer Bildungsarbeit halten. Anschließend skizzieren wir kurz die systematische Konzeption unserer Vorlesungsreihe, ehe wir einen exemplarischen Überblick zu Themen und Diskussionen geben. Abschließend zeigen wir mögliche Felder auf, in denen dieser Brückenschlag weiter pastoral fruchtbar gemacht werden könnte.

Motivation und Planung

Theologiestudierende von heute besitzen meist eine Faszination - gepaart mit Glauben - für die Theologie und für die Beschäftigung mit Gott. Sie haben auch ihre Anfragen und Zweifel, ihr Ringen und ihre Neugierde. Während des Studiums werden sie mit vielen Fragen konfrontiert, etwa: „Was will ich eigentlich für meine Zukunft? Wozu studiere ich Theologie? Und was ist meine konkrete Berufung in der Welt, in der Kirche?“ Es sind existenzielle Fragen, die nicht unbeantwortet bleiben dürfen und folglich im Curriculum einen Platz haben müssen. Deshalb ist es wichtig, verschiedene Bereiche aufzuzeigen, wo Theologie und christlicher Glaube im Leben konkret werden. Das geht am besten über glaubwürdige Personen, die ihren Glauben in ihrem Berufsfeld leben. Mit ihnen ha-

ben wir die Studierenden ins Gespräch gebracht.

Für die Planung der Vorlesungsreihe war es wichtig, Experten aus der Praxis in ihrer Vielfalt und mit ihren je eigenen Erfahrungen zu Wort kommen zu lassen. Daraus ergibt sich, dass die Referenten zunächst konkret aus ihrem sozialen Erfahrungsbereich informieren konnten und sich den Fragen der Studierenden stellten. Anhand von praktischen Beispielen aus erlebten Geschichten schafft es die Theorie, in einen sehr lebendigen Dialog mit der Praxis zu treten. Daraus lassen sich neue Fragen und Sichtfelder der Studierenden erschließen, um so den je persönlichen Horizont zu erweitern und zu schärfen. Theorie und Praxis treten so in ein enges Verhältnis. Sie sind als gegenseitig abhängige und komplementäre Dialogfelder zu verstehen, in denen die Fülle ihrer Relevanz sich erst entfaltet. Sie ergänzen, ermahnen, ermutigen und korrigieren sich gegenseitig und lernen von, mit und an dem jeweils anderen Feld. Dieses Beziehungsgeflecht kognitiv zu verstehen und es durch Experten der praktischen Anwendung erlebbar zu machen, ist die zentrale Motivation für diese Vorlesungsreihe.

Systematische Konzeption

Die Vielfalt der Bereiche mit sozialem Relevanz machte es nötig, eine selektive Auswahl der Experten vorzunehmen. Erfreulich war die große Offenheit und Freude, die die Referenten ausstrahlten. Das waren: Gerald Meyer - Leiter der Berufungspastoral Köln und freier Mitarbeiter im Domradio, Corinna Rindle - Leiterin der Bahnhofsmision Köln, Pfarrer Matthäus Hilus und Simone Wosniok - Stadtjugendseelsorge Köln, Dr. Christian Weingarten - Umweltbeauftragter des Erzbistums Köln und Leiter der Abteilung Schöpfungsverantwortung, Dr. Alfred Etheber - Stabsstelle Christliche Unternehmenskultur Caritas Aachen, Pfarrer Benedikt Schnitzler - Pfarrer von Kaldenkirchen und Seelsorger für

drogenabhängige Menschen, Ellen Kreuzer – Referentin für Intervention im Erzbistum Köln und Cornelia Schroers – Schulsozialarbeiterin in Straelen.

Bevor die ersten Referenten kamen, musste erst eine sozialetische Reflexions-Basis vermittelt werden, um die später vorgestellte Praxis systematisch einzuordnen und zu befragen. In diesen einführenden Veranstaltungen wurden ethische Kriterien wie gesellschaftliche Akzeptabilität und Akzeptanz einander gegenübergestellt. Bloße Akzeptanz, also das Hinnehmen von Sachverhalten, reicht nicht als ethisches Kriterium: „Unter Akzeptabilität versteht man das Ergebnis eines Urteils hinsichtlich einer Handlung, deren Folgen, eines Sachverhalts, einer Motivation, einer Absicht – mit anderen Worten allem, was Gegenstand einer moralischen Bewertung sein kann. Akzeptabel ist, was mit den eigenen Prinzipien, Wertvorstellungen, deren Prioritäten und mit übernommenen Normen soweit konform geht, dass ein möglicher Konflikt als vernachlässigbar erscheint. Akzeptanz hingegen ist ein empirisch feststellbares Verhalten von Personen oder Personengruppen, die eine Haltung, eine Handlung etc. tatsächlich tolerieren, d.h. nichts dagegen unternehmen, oder (z.B. durch Kauf) einwilligen.“ (Klaus Kornwachs 2013, S. 100). In der christlichen Ethik fragen wir nach Akzeptabilität von Argumenten, Haltungen und Handlungen. Was zu einem guten ethischen Kompass hinzukommt, ist dann folglich, dass jedwede Form von moralischer Haltung und ethischer Begründung auf einem in sich stimmigen Wertekatalog beruhen sollte, aus dem abgeleitet werden kann, wie eine bestimmte Position oder Ansicht argumentativ belegbar ist. Das begründet die Diskursfähigkeit. Denn es ist die Bedingung für einen ethisch-dialogischen Charakter, aber auch dafür, die Stringenz eigener Argumentation zu prüfen. So können wir Christen soziales Verhalten überprüfen und unsere Meinungen begründet artikulieren. So sind wir uns bewusst, dass wir als mündige Bürger und Christen nicht immer mit demokratisch ge-

fassten Beschlüssen übereinstimmen. Denn dies wäre utopisch und unpraktikabel. Das besagt das demokratische Mehrheitsprinzip, das zugleich zu einer guten Streitkultur herausfordert, bei der unterschiedliche Auffassungen von Akzeptabilität miteinander ringen.

Im Hinblick auf die soziale Praxis wurde dann aus christlicher Sicht auf die Sozialprinzipien von Personalität, Solidarität und Subsidiarität ein besonderes Augenmerk gelegt. Personalität fordert, dass Ethik die Entfaltung des einzelnen Menschen zum Ziel hat. Die Solidarität ist ein Rechtsprinzip, das einklagbare Rechtsansprüche (etwa auf Sozialtransfers) von Bedürftigen verbietet. Subsidiarität stellt sicher, dass soziale Hilfe in dem Maße geleistet wird, wie es notwendig ist; Hilfe zur Selbsthilfe sozusagen. Wo aber hört etwa Solidarität auf und wo fängt die Barmherzigkeit, die nicht einklagbar ist, an? Wann und wie lange soll eine soziale Hilfestellung rechtlich oder freiwillig gegeben werden? Ab wann ist gut gemeinte Hilfe keine echte Hilfe mehr, sondern der Grund für deaktivierende Abhängigkeit? Bei solchen Abwägungen ist zu bedenken, dass die Grundlage aller ethischen Positionen die Frage nach dem Menschenbild ist, aus dem sich das Verständnis von Würde, Gerechtigkeit, Freiheit und gutem Zusammenleben in ihren je unterschiedlichen Interpretationen ableiten lässt. Welches Menschenbild verbirgt sich am Ende hinter einer Überzeugung? Von christlicher Seite aus ist der Mensch Gottes Ebenbild. Damit verbunden ist eine Tugendethik, die im Gewissen ansetzt. Wir fragen uns und andere nach dem Ausmaß christlich erwarteter Nächstenliebe: Muss ein Christ in jeder Situation unbedingt soziale Hilfe leisten, und zwar mit allem, was er hat und kann? Oder sogar darüber hinaus?

Mit diesen Grundlagen und Fragen waren die Studierenden sensibilisiert für die Begegnungen mit den Experten. Und siehe da: Die Referenten haben tatsächlich immer wieder von Dilemmasituationen aus ihrer praktischen Erfahrung berichtet, weil sie sich in Spannungsfeldern be-

fanden, helfen zu müssen, es zu wollen, aber nicht zu können, oder auch in der konkreten sozialen Hilfe abzuwägen, was wirklich gut oder am besten für die Betroffenen ist.

Praxis trifft Systematik

Einen bleibenden Eindruck hat Corinna Rindle hinterlassen, seit elf Jahren Leiterin der in ökumenischer Trägerschaft befindlichen Bahnhofmission Köln. Der lebendige Austausch mit ihr hat bei den Studierenden einen Bewusstseinswandel bewirkt. Denn, so das Feedback einiger Studenten, sie gingen nun „mit wachen Augen über den Bahnhof“. Auffallend war, dass die Studierenden meist eine unzureichende Vorstellung von dem hatten, wofür die Bahnhofmission überhaupt steht und was sie tut. Als erlebbarer Kirchenort verwirklicht sie ihre Sendung, indem sie für alle Menschen in Not eine Anlaufstation sein möchte. Theologisch-christologisch gesprochen: Sie hält die ausgestreckte Hand Christi bereit. Im Jahre 2020 gab es am Bahnhof über 35.000 Kontakte mit der Bahnhofmission. Zurzeit helfen ca. 75 Ehrenamtliche mit, die mindestens zwei Mal im Monat dort im Einsatz sind. Es gibt nur sechs Hauptamtliche mit 3,5 Stellen sowie eine halbe Stelle in der Verwaltung. Bahnhofmission lebt vor allem vom Ehrenamt, von Menschen, die Geschenkte „zurückgeben“ oder einfach Gutes tun wollen: das Gebot der Nächstenliebe als treibende Kraft für die tägliche soziale Arbeit.

Den Anspruch christlicher Nächstenliebe mit dem Anspruch professioneller sozialer Arbeit zu vermitteln ist eine zentrale Herausforderung der Caritas; ihr widmete sich Dr. Alfred Etheber. Täglich geht es bei der Caritas darum, Klienten zu helfen, in eine verbesserte und selbstbestimmte Lebenslage zu kommen. Aber wo setzen die ethischen Maßstäbe zwischen Barmherzigkeit, Profession und Ökonomie an, wenn z. B. Klienten nicht einsichtig (eingeschränkt) sind oder sogar das soziale System durch

Betrug ausnützen? Die Systematik caritativer Hilfe und konkrete Dilemmata wurden in der Vorlesung kontrovers diskutiert. Ist es ethisch (christlich) vertretbar, Hilfe zu verweigern oder an Bedingungen zu knüpfen? Die Caritas vertritt anwaltschaftlich die Interessen der Klienten und erfüllt zugleich einklagbare Rechte des Sozialstaates (Subsidiarität) als Dienstleister. Als großer sozialer Wohlfahrtsverband (Krankenhäuser, Altenheime, Pflege, Beratung, Betreuung etc.) steht sie im qualitativen und ökonomischen Wettbewerb am Markt der Sozialwirtschaft. Die täglichen Hilfeleistungen zur Teilhabe der Klienten sind Ausdruck des jesuanischen Imperativs der Nächstenliebe. Aus diesem Anspruch und dem professionellen Selbstverständnis gewinnt Caritas das spezifisch christliche Profil, das machte Etheber ebenso lebendig wie sachkundig deutlich.

Pfarrer Schnitzler ist Seelsorger an der deutsch-niederländischen Grenze. Er sprach eindrucklich von seinen Begegnungen mit suchtkranken Menschen. Als verantwortungsbewusster Pfarrer und echter Beziehungsmensch hat er es geschafft, schon manchem Suchtkranken aus der eigenen Verstrickung in die Abhängigkeit herauszuhelfen, und das auf unkonventionelle Weise. Mehrfach hat er Personen zur Suchtklinik begleitet, ist mit ihnen zur Gerichtsverhandlung gefahren und hat sie im Gefängnis besucht. Er war für sie da und hat ihnen aus dem Kreislauf der Beschaffungskriminalität herausgeholfen. Pfarrer Schnitzler ist überzeugt, wie wichtig sein Beistand bei Gerichtsterminen ist, da eine Haft für Suchtkranke oft einen tiefen Rückschlag bedeutet. Die Werke der Barmherzigkeit werden in solcher Seelsorge konkret. Und die Studierenden stellten sich die Frage, wie sie selbst jetzt und in ihrem späteren Beruf in der Praxis Menschenbild und Motivation zu liebender Hilfe verbinden sollten. Schnitzlers Antwort war: Als Priester habe er versprochen, für die Armen und Heimatlosen da zu sein, was ihm am Anfang aber noch gar nicht so leichtgefallen ist.

Ellen Kreuzer thematisierte als Referentin für Intervention im Erzbischöflichen Generalvikariat Köln den gesellschaftlichen Umgang mit sexualisierter Gewalt. Sie widerlegte weit verbreitete Mythen über Vergewaltigungen, die zur sekundären Viktimisierung der Betroffenen beitragen und sensibilisierte für die Wirkmechanismen von Macht, Angst und Gewalt. Aus ihrem Bekenntnis zum christlichen Glauben heraus macht sie sich stark dafür, die Verletzung der Menschenwürde als zentrales Vergehen solcher Gewalt zu erkennen.

Cornelia Schroers stellte ihr Verständnis von christlich begründeter Schulsozialarbeit vor, für sie eine Art sozialer Seelsorge. Deutlich wird, dass der erzieherische Anspruch im schulischen Bereich stark gestiegen ist – auch bedingt durch gesellschaftliche Umbrüche und Krisen. Frau Schroers berichtete über Folgen der Corona-Pandemie, die sie in ihrer Arbeit wahrnimmt: Mehr Depressionen, selbstverletzendes Verhalten, auch suizidale Gedanken und sogar Suizidversuche hat sie bei ihrer Klientel erlebt. Das bringe auch sie als Schulsozialarbeiterin an Grenzen. Die gestiegenen Belastungen zeigen, dass es mehr Fachpersonal braucht. Worauf Erwachsene bei Kindern und Jugendlichen achten sollten, sind deren Grundbedürfnisse wie materielle und physische Bedürfnisse, Schutz und Sicherheit, soziale Bindungen, Wertschätzung sowie soziale, kognitive und ethische Erfahrungen. All das ist – anders als in der maslowschen Bedürfnispyramide – nicht in hierarchischer Reihenfolge, sondern im individuellen Kontext gleichwertig zu erfüllen. Weiter erläuterte Frau Schroers, die seit über 20 Jahren in Radioandachten beim WDR Zeugnis ablegt, dass Krisen auch als Teil (jugendlicher) Persönlichkeitsentwicklung gesehen werden können. Sie haben auch einen lehrreichen, voranbringenden Charakter, der aber gegebenenfalls der Unterstützung bedarf. Hoffnung vermitteln, konkrete Hilfe anbieten ohne zu bevormunden, das macht gelingende Sozialarbeit aus.

Ausblick

Zum Schluss halten wir im Blick auf diese und alle unsere Praxisexperten fest, dass der Austausch bzw. die Analyse der Symbiose zwischen Theorie und Praxis sich als äußerst lohnenswert und gewinnbringend dargestellt haben. Danke vor allem an alle Referenten. Der Mut, Neues auszuprobieren, hat zu einem bereichernden Dialog und zu viel Freude am Miteinander-Christ-Sein motiviert. Die Rückmeldungen in persönlichen Gesprächen mit Studierenden und Dozierenden wie aus der Evaluation waren ausschließlich positiv. Daher wird die Konkretisierung der Vorlesungsreihe als gelungenes Pilotprojekt betrachtet. Es hat wichtige theologische Inhalte praktisch konkretisiert. Das ist ja auch ein wichtiger Anspruch religiöser Bildungsarbeit in anderen Bereichen (Schule, Gemeinde, Katechese, Bildungswerke, Fortbildungen u.v.a. professionelle pastorale Felder). Gerne stehen wir als Gesprächspartner für solche Initiativen zur Verfügung.

Weiterführende Literatur:

- Arnold, Rolf / Prescher, Thomas / Stroh, Christiane (2014): Ermöglichungsdidaktik konkret. Didaktische Rekonstruktion ausgewählter Lernszenarien. Baltmannsweiler.
- Kornwachs, Klaus (2013): Philosophie der Technik. Eine Einführung. München.
- Nass, Elmar (2020): Christliche Sozialethik. Orientierung, die Menschen (wieder) gewinnt. Stuttgart.
- Nell-Breuning, Oswald von (1985): Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Soziallehre. München.

Von der wunderbaren Freiheit der Kinder Gottes (Röm 8,21)

Eine Würdigung von Rolf Zerfaß

In meinem theologischen Bücherregal stehen einige Schriften von Rolf Zerfaß. Das ist soweit ja noch nichts Ungewöhnliches. In einem Arbeitszimmer eines deutschsprachigen Theologen bzw. pastoralen Mitarbeiters sollten *Lebensnerv Caritas. Helfer brauchen Rückhalt, Grundkurs Predigt I* und II, sowie natürlich die *Menschliche Seelsorge*, alles längst pastoraltheologische Klassiker, dazugehören.

Die *Menschliche Seelsorge* und Erzählungen von Mitstudierenden, die ihr sog. Freijahr, eben mit Schwerpunktstudium bei Rolf Zerfaß, begeistert in Würzburg absolviert hatten, waren für mich der entscheidende Faktor, nach dem Theologie Grundstudium in Bonn im Jahr 1987 zum Hauptstudium nach Würzburg überzusiedeln, um in der der Pastoraltheologie meinen Schwerpunkt zu setzen¹.

Die *Menschliche Seelsorge* ist von mir derart durchgesehen, durcharbeitet und markiert worden, dass einzelne Seiten inzwischen rausfallen. Sie ist längst mehr als ein Buch für mich, ein guter Freund, ein Vademecum.

Die Nachricht vom Tode Rolf Zerfaß' im Frühjahr diesen Jahres hat mich sehr angerührt. So viel habe ich ihm persönlich, menschlich, aber auch theologisch zu verdanken! Von ihm, auch wenn es abgegriffen klingt, meinem theologischen „Lehrmeister“ und meinen Lernerfahrungen mit ihm zu erzählen, ist mir ein Herzensanliegen. Die akademische Aufarbeitung der

(pastoral)theologischen und homiletischen Leistungen und Anstöße von Rolf Zerfaß möchte ich gerne anderen überlassen.

Ich erinnere mich zunächst an einen warmherzigen, humorvollen und verbindlichen Menschen², einen Dozenten, der nie den Besserwisser „raushängen ließ“. Mir fallen ein ganzes Sortiment an markanten, bildhaften, z.T. auch recht amüsanten Schlüsselsätzen, alltagstaugliche Weisheitsregeln ein, die er entweder im Vorlesungs-Hörsaal, dem Seminarraum oder im ganz persönlichen Kontext gekonnt einstreute. Sie sollen hier dazu dienen ein paar Schlaglichter auf Grundlinien seines umfassenden Schaffens zu werfen.

„Spüren Sie etwas?“, war eine oftmals eingestreute Frage in seinen Vorlesungen, verbunden mit einem markanten Hand-Gestus. - Im Rückblick bilanziere ich einen theologischen Vordenker mit einem schier unerschöpflichen Reservoir geistiger und geistlicher Schaffenskraft, einen, der uns Studierende (unsichtbar) an die Hand nehmen konnte, ohne selber zu bevormunden: Sein unaufdringlicher Tipp im Rahmen meiner damaligen Berufswahl war einmal lapidar: „Passen Sie auf, dass es ihnen nicht wie dem Esel ergeht, der sich nicht zwischen zwei Heuhaufen entscheiden kann und anschließend verhungert ...“ - Wohl wahr! - In einem Kindergarten habe ein Radiergummi nichts verloren, sagte er einmal, um auszudrücken, dass die schöpferische Entwicklung eines Kindes nicht von außen korrigiert werden sollte. Überhaupt: Rolf Zerfaß stand, und das machte ihn als Mensch so nahbar, mit beiden Beinen auf der Erde. Er war Realist und Utopist zugleich, wie es mal jemand treffend beschrieb. Alltagsnahe Weisheitsregeln lieferte Rolf Zerfaß zumeist mit einem geistlichen Hintergrund³. Er empfahl, selber neugierig (aufs Leben) zu bleiben. Er schöpfte manche „Weisheit“ aus einem riesigen Zettelkasten kleiner und großer Texte unterschiedlicher Herkunft⁴. Diese verstand er meisterlich in seine pastoraltheologischen und homiletischen großen Linien einzubeziehen. Im Grundkurs Predigt zitiert er beispielsweise den evangelischen Pub-

lizisten und Theologen Heinz Zahrnt: „Der Weg zum Glauben führt, darin der Inkarnation folgend, durch die Stalltür unserer alltäglichen Erfahrungen und gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse.“⁵ Das Zeitmanagement des Einzelnen hat, laut Zerfaß, elementare Bedeutung für eine seelsorgliche Begegnung. „Zeit haben ist eine Frage der Entscheidung und keine Zeit haben ist eine Frage der Hörigkeit.“⁶ Überhaupt: Mit Rolf Zerfaß kann man eine empathische, eine zugleich sach- und personengemäße Präsenz lernen.

Das *Motiv der Gastfreundschaft* ist für ihn das Modell schlechthin für seelsorgliches Handeln.⁷ Diese Gastfreundschaft, tief in der christlichen Tradition verwurzelt, ist selber ein Ort der Gotteserfahrung, als Ausdruck eines alternativen, mitunter auch riskanten, offenen Lebensstils, den die Christen in der Kraft des Geistes Gottes entwickeln können (vgl. Röm 12). Es geht um das mitunter riskante Teilen vorhandener Gaben, ein Geben und Nehmen auf Augenhöhe. Gastfreundliche Seelsorge lernt man nicht in der Rolle des Gastgebers, sondern in der des Fremden“⁸ Die Perikope um Jesus bei Zachäus dient ihm als Anhaltspunkt hierfür. Jesu Umgangsstil bleibt so Maßstab für jede kirchliche Praxis (vgl. Lk 19,1-12).⁹ Rolf Zerfaß gibt in all seinen Bezügen Zeugnis von der Dynamik des Evangeliums. Er legt ebenso, quasi demütig, den Finger in die Wunden von kirchlich-seelsorglichen Fehlentwicklungen.

Kirche als Patientenkollektiv – Der Seelsorger/die Seelsorgerin als verwundeter Arzt

Zerfaß entwirft ein realitätsnahes, sympathisches Bild eines Seelsorgers¹⁰, der selber um seine Grenzen, seine wunden Stellen weiß, der die Aporien des Lebens kennt. Und trotzdem: „Ein Seelsorger ist ein Mensch, der ansprechbar und einsatzbereit, verschwiegen und verlässlich, verantwortungsbewusst und aufrichtig ist.“¹¹

Noch heute haben die Ziel-Sätze von Rolf Zerfaß aus den 80er Jahren prophetische

Dimension: „Eine auf Gastfreundschaft geprägte Pastoral hat eine eminent missionarische Kraft, weil sie auf Proselytenmacherei verzichtet ... (und) Seelsorge muss in diesem Sinne allgemein verständlich, mit dem Lebensgefühl der Menschen vermittelbar sein, wenn wirklich das Heil der Menschen das oberste Gesetz der Seelsorge ist.“¹² -Ja, das Heil der Menschen, nicht das Wohl der Kirche und ihrer Repräsentanten bzw. Protagonisten ist oberste Richtschnur: „Unter Gottes Augen zum Subjekt werden“ ist die entscheidende Zielvorgabe Zerfaßscher Theologie, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Man staunt immer wieder beim Blättern in den Werken von Rolf Zerfaß, wie die von ihm schon vor mehr als 30 Jahren abgebildeten Zusammenhänge auch in der aktuellen Kirchenkrise Phänomene und Entwicklungen treffend benennen. Eine der verwendeten Schlüsselmetaphern ist die vom ‚*wandernden Volk Gottes*‘ (vgl. Vat II). Das Volk erfährt, so die Kernzusage, nicht nur im gelobten Land, da wo sprichwörtlich Milch und Honig fließen, Gottes Treue, sondern (hoffentlich) auch und gerade im Leid, im Exil, in der Diaspora, in der Trennung und in der Verbannung.¹³ „Gott ist mit Euch!“, ist trotz alledem die biblische Botschaft schon des Alten Bundes, die, laut Zerfaß, immer wieder zu memorieren ist (vgl. Sach 8,23). – Anders ausgedrückt: „Was wir können und was wir nicht können, das alles gehört uns gemeinsam und für uns miteinander wird es schon reichen.“ – ein weiterer seiner mutmachenden Schlüsselsätze. Das „Volk Gottes auf dem Weg in die Minderheit“ war, nicht minder realitätsnah, dann im Jahre 2000 das Thema der Abschiedsvorlesung von Rolf Zerfaß.

Dass Kirche und Gemeinde immer „nur“ Rastplatz und Herberge auf Zeit sein soll, macht sie erst zu einem attraktiven Ort des Aufatmens und Auftankens, zeugt von der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes!“ (Röm 8,21). Das ist die Perspektive von Zerfaß. Dass wir im Rahmen unserer individual-seelsorglichen und kirchlich-gemeindlichen Bemühungen Wasser auf etwas gießen, was längst schon, nämlich mit Gottes Hilfe, wächst¹⁴, Dies kann uns nur gelassener ma-

chen.¹⁵ Zerfaß vergleicht die Kirche mit einer großen Selbsthilfegruppe, die sich von Gottes Geist inspirieren lassen sollte.

„Die Mysterien finden im Hauptbahnhof statt!“ (Joseph Beuys)

Von Rolf Zerfaß lernen heißt, die kleinen Dinge in die Mitte zu stellen, dem scheinbar Unbedeutenden, auch in überraschenden Momenten und Kontexten, Bedeutung beizumessen. Dazu gehört, die sprichwörtlich vernachlässigten Schutzbedürftigen, ich behaupte: auch all die in der Kirche missbrauchten Kinder und Jugendlichen in den Fokus zu rücken. Und zudem: die behinderten Menschen, sowie die Menschen mit Demenz und alle anderen an den Rand Gedrängten.¹⁶ Daraus folgt:

„Eine Gemeinde ohne behinderte (und ohne ...) Menschen ist eine behinderte Gemeinde“

Rolf Zerfaß hat schon sehr früh den inklusiven Ansatz in der Gemeinde-Theologie rezipiert und vorangetrieben. Er hat mit dafür gesorgt, die theologisch unhaltbare und unselige, manchmal stillschweigend akzeptierte Exkommunikation „der Armen“ in unseren Gemeinden weiterzuführen. Am Beispiel der behinderten Menschen, warb er für das Angewiesensein aller im Leib Christi, der Kirche (vgl. 1 Kor 12).¹⁷ „Seelsorge ist nichts fremd, was den Menschen ausmacht“, hängt auf einem Post-it-Zettel schon seit Jahren über meinem Schreibtisch. Es könnte eine Aussage von Rolf Zerfaß sein.

„Der Weg der Kirche ist der Mensch“

Rolf Zerfaß zitierte gerne diese Aussage von Johannes Paul II.; dies wurde auch die Überschrift für eine seiner Semester-Vorlesungen. Christian Bauer¹⁸ nennt Zerfaß' nach vorne gerichtete, ermutigende

Grundhaltung, seine lebensfördernde Spiritualität „reichgottesfromm“. Die Vorläufigkeit der Kirche war für ihn essentiell. Der Blick „über den Tellerrand“ war für ihn handlungsleitend.¹⁹ Sein Denken, sein Tun, seine Theologie blieb immer im Austausch mit den anderen Humanwissenschaften. Seine Vorliebe für die Poesie und die darstellende Kunst stach dabei hervor.

Im Hinblick auf die Spiritualität der Laienpastoralen Dienste spricht er vom sog. Berufsethos. Mit dem Ansatz einer gemeinsamen Spiritualität von Priestern und Laien wendete er sich schon 1985 wider jeglichen Klerikalismus *und* Machtmissbrauch und versuchte schon damals die „unselige Kluft zwischen Klerus und Laien zu überwinden helfen.“²⁰ Menschliches Gelingen und Scheitern gehören, genau wie Gottesnähe und Gottesferne, zu dieser gemeinsamen Spiritualität, diesem Ethos dazu.²¹ Rolf Zerfaß hat das, wenn man so will, vorbildlich und konsequent selber vorgelebt.²² Er hatte immer eine dynamische Sicht vom Leben, von Seelsorge, von Theologie. Er hilft dem Interessierten und dafür Offenen mit seiner zugleich mystischen und kontemplativen Art, Fantasie für Gott zu entwickeln. Dabei geht es ihm um den, trotz aller Ausweglosigkeiten, stets hoffnungsvollen Übergang *von heute nach morgen*.

Dass ich Rolf Zerfass in seiner jahrelangen Krankheit zuletzt nicht mehr besucht und getroffen habe, hat mich manchmal betrübt. Umso froher war ich, dass ich bei seiner bewegenden Abschiedsfeier und, wie ich finde, sehr stimmigen Bestattung im April 2022 in Würzburg, persönlich dabei sein konnte.

„Es sind immer die Menschen, du weißt es. Ihr Herz, ist ein kleiner Stern, der die Erde beleuchtet.“

Diese ermutigende Aussage von Rose Ausländer ist mit seiner ästhetischen Handschrift aus dem Jahr 2002 auf seinem Totenzettel festgehalten. - Was für ein Vermächtnis, was für eine Botschaft!

Ich freue mich sehr darauf, Rolf Zerfaß einmal am Firmament Gottes leuchtend und bestimmt verschmitzt lächelnd wiederzutreffen!

Anmerkungen:

- 1 Dass ich bei Rolf Zerfaß nicht nur alle Vorlesungen besucht habe, diverse Hauptseminare und Predigt-kurse absolviert habe, als studentische Hilfskraft bei ihm arbeiten durfte, schließlich meine Diplomarbeit später bei ihm schrieb, konnte ich damals noch nicht wissen...
- 2 Zum Abschied als Wissenschaftliche Hilfskraft schrieb er mir 1990 in seine damalige Veröffentlichung „Die vergessene Wurzel. Das Alte Testament in der Predigt der Kirchen, Würzburg 1990: „Für Elmar Trapp mit herzlichem Dank für 2 Jahre Fron-dienst im past. Seminar.“
- 3 Vgl. Ein paar Kieselsteine reichen. Pastoraltheologi-sche Beiträge von Rolf Zerfaß, Christian Bauer und Ottmar Fuchs (Hg.), 226.
- 4 Dazu gehörten immer auch chassidische Erzählungen.
- 5 Rolf Zerfaß, Grundkurs Predigt 1. Spruchpredigt. Düsseldorf 1987, 68.
- 6 Ein paar Kieselsteine reichen, 226.
- 7 Vgl. Rolf Zerfaß, Menschliche Seelsorge, 11 ff.
- 8 Rolf Zerfaß, Menschliche Seelsorge, 30.
- 9 Vgl. ebd. 79 ff.
- 10 Die „Seelsorgerin“ ist natürlich im Folgenden immer mit gemeint!
- 11 Rolf Zerfaß; Menschliche Seelsorge, 98.
- 12 Vgl. ebd. 21 und 22.
- 13 Vgl. Ein paar Kieselsteine reichen, 188.
- 14 Vgl. Ein paar Kieselsteine reichen, 128f.
- 15 „Du hast mehr Möglichkeiten als du ahnst, ganz zu schweigen von den ungeahnten Möglichleiten Gottes mit Dir!“, zitiert Rolf Zerfaß aus einem Priesterkurs.
- 16 Vgl. Elmar Trapp, Demenz und Prophetie, in Pasto-ralblatt 10/2019, 313 – 317.
- 17 Was das für die Inklusion von Menschen mit Demenz bedeutet, habe ich in den letzten Jahren in mehreren Projekten im Erzbistum Köln erleben dürfen.
- 18 Sein letzter Diplomand, ist inzwischen selber als Professor für Pastoraltheologie in Innsbruck mit dem geistigen Nachlaß von Rolf Zerfaß betraut.
- 19 Als ich ihm 1988 von meinem Besuch des Michael Jackson – Konzertes in Würzburg berichtete, bedauerte er, nicht persönlich dabei gewesen zu sein. Ob die von ihm angestrebten Milieustudien vor Ort dort so sinnvoll gewesen wären, sei dahingestellt.
- 20 Ein paar Kieselsteine reichen, 163.
- 21 Vgl. ebd. 234ff.
- 22 ...dass er als Priester sich später laisieren ließ und geheiratet hat, gehört aus meiner Sicht dazu.

Andrea Oldenburg/Claudia Schwartmann

Die Servicestelle Engagement als Instrument für die lokale Kirchenent- wicklung

Aktuell gibt es im Erzbistum Köln über 30 Servicestellen Engagement. Sie sind ein Ort der Begegnung, eine Kontakt- und Anlaufstelle für ehrenamtlich Engagierte und für alle, die sich für eine ehrenamtliche Tätigkeit interessieren. Ziel der Servicestellen und der Engagementförderung insgesamt ist es, eine engagementfreundliche kirchliche Kultur vor Ort zu entwickeln. Zu den Aufgaben der Engagementförderinnen¹ gehört es, an einem Engagement interessierte Personen zu beraten. Die überraschende Erfahrung in den zurückliegenden fünf Jahren: Tatsächlich gelingt es, neue Engagierte zu gewinnen, die bisher nicht im kirchlichen Kontext engagiert waren. Entscheidend dabei ist, ob sich die Intention und das Interesse der Engagementinteressierten klären und ob sich dann eine passende Engagementtätigkeit realisieren lässt.

Es ist bekannt, dass bei den bisher nicht engagierten Bürgerinnen und Bürgern über 16 Jahre (ca. 33 Mio.) jede dritte Person bereit ist, sich zu engagieren. Menschen setzen sich also freiwillig und unentgeltlich aktiv für etwas ein, an dem sie ein starkes persönliches Interesse haben. Sie möchten Gemeinschaft gestalten und daran teilhaben. Sie setzen gezielt Prioritäten in ihrem Leben und entscheiden, was ihnen wichtig ist und aktivieren dabei weitere Menschen. Sie haben eine direkte Einflussmöglichkeit

und können daran mitwirken, dass sich Dinge zum Besseren verändern und ihre Herzensprojekte verwirklicht werden. Studien bestätigen, dass die Anzahl der Engagierten im bürgerschaftlichen Engagement kontinuierlich steigt. Sie haben verschiedene Motivlagen, aber sie verbindet eine hohe intrinsische Motivation. Sie möchten ihr Wirken als sinnstiftend erleben, oft sind altruistische Beweggründe oder politische Motive mit im Spiel.

Die entscheidende Voraussetzung für den Beginn eines Engagements ist es, dass die konkrete Tätigkeit, das Umfeld, aber auch die Sinnhaftigkeit für die jeweilige Person passen. Zwanzig Jahre Kirchenvorstand? Regelmäßiger Besuchsdienst? Nein danke, lieber flexibel bleiben. Sich einbringen, wenn man gerade Zeit dafür hat. Wenn es in den Alltag, ins Leben und in die eigene Biographie passt. Hier gilt es, diesen Menschen die Möglichkeit zu bieten, sich selbst mit Ihrem Engagement und ihren Charismen entfalten zu können und sie zu ermutigen, Projekte und Aufgaben verantwortungsvoll zu übernehmen. In den Servicestellen Engagement finden Engagierte und Interessierte Ansprechpartner*innen, die sie dabei unterstützen, ihre innovativen Ideen für Projekte und Aktionen umzusetzen oder ein passendes Engagement zu finden. Und so gehört es auch zu den Aufgaben der Servicestellen, potentielle Adressatengruppen möglichst passgenau durch Werbung – auch auf digitalen Wegen in den sozialen Medien – zu erreichen, um das Angebot einer Engagementberatung bekanntzumachen.

Mit den Servicestellen ist nicht eine weitere Personalstelle verbunden, und es gibt unterschiedliche Arten von Servicestellen: digitale, dezentrale (zum Beispiel in kirchlichen Räumen), aber auch Ladenlokale, die in Fußgängerzonen angemietet sind. Zwar ist die Konzeption der Servicestellen einheitlich, aber die Art und die Ausgestaltung der konkreten Servicestelle muss zu den lokalen Gegebenheiten und zur Persönlichkeit der Engagementförderin passen. Ebenso spielt das Team der Ehrenamtlichen

eine zentrale Rolle, das zusammen mit der Engagementförderin die Servicestelle leitet, Ideen und Initiativen entwickelt und für eine professionelle Werbung und eine digitale Präsenz sorgt. Alle Dienstleistungen der Servicestellen Engagement stellen den Menschen, auch den gemeindefernen, den noch nicht oder den bereits Engagierten, in den Mittelpunkt. Der Besucher der Servicestelle Engagement findet eine professionelle Beratung und bedarfsabhängige, dauerhafte Begleitung – ausgerichtet an seinen Charismen.

Engagierte werden von der Servicestelle dabei begleitet und qualifiziert, ihre Initiativen und Ideen für innovative Formate zu realisieren und sich selbst zu ermächtigen. Indem ihr verantwortliches Engagement ernsthaft gewollt, wertgeschätzt und Engagierten auf Augenhöhe begegnet wird, kann sich in tausend kleinen Schritten der Paradigmenwechsel von einer versorgten Kirche zu einer sich sorgenden Kirche vollziehen. Servicestellen sind auf diese Weise Motor und Initiator von pastoralen Angeboten, sie greifen Ideen zur pastoralen Erneuerung auf und unterstützen sie, sie geben Anregungen zur Mitgestaltung des pastoralen Zukunftsweges vor Ort. Die Engagierten werden zur aktiven Teilnahme am Gemeindeleben eingeladen und erfahren spirituelle und geistliche Stärkung. Die Servicestelle ist auch ein Ort für Austausch und für Anregungen für die persönliche geistliche Verankerung. Diese durch die Servicestelle forcierten Entwicklungen werden wie ein Sauerteig die Kultur und die pastorale Praxis in der Pfarrgemeinde bzw. im gesamten pastoralen Raum kontinuierlich verändern und weiterentwickeln.

Dabei ist die Gewinnung von neuen Engagierten durchaus gegenläufig zum allgemeinen Trend, der eher durch Motivationsverlust, Rückzug aus Ehrenämtern und eine hohe Zahl von Kirchenaustritten gekennzeichnet ist. Rund um die Servicestellen hingegen wächst die Zahl der Menschen, die sich in einem kirchlichen Umfeld einbringen und Verantwortung übernehmen möchten.

Nochmals sei die für uns überraschende Erfahrung benannt: Es gelingt tatsächlich, regelmäßig neue Interessierte so zu beraten, dass sie sich im kirchlichen Feld engagieren. Von Bistumsebene aus betrachtet sind es in den zurückliegenden vier Jahren jährlich ca. 300 bis 400 Personen. Wir erleben mit Freude, dass das kirchliche Engagement und damit auch die Kirche wächst. Auch wenn die absolute Zahl der Kirchenmitglieder insgesamt stark rückläufig sein wird, die Wachstumsprozesse vor Ort geben Anlass zur Zuversicht und zu einem Vertrauen, das Kirche gestalten wird.

Aktuell lässt sich mit einiger Vorsicht vermuten, dass die an einer Heilig-Geist-Theologie ausgerichtete Konzeption und Praxis der Servicestellen Engagement und der Engagementförderung insgesamt dauerhaft lokale kirchliche Wachstumsprozesse fördern kann. Alles deutet aktuell darauf hin, dass die mit den Servicestellen praktizierte Engagemententwicklung zugleich auch das Gemeindegewachstum – oder allgemeiner die Kirchenentwicklung – forcieren wird. An solchen Entwicklungen beteiligt zu sein und mitzuwirken, das Geheimnisvolle, oft Zufällige, das persönliche Bedeutsame in der Begegnung mit neuen Engagierten konkret wahrzunehmen und zu erleben, belebt und motiviert uns. Und es stärkt unser Vertrauen und die Gewissheit, dass der Heilige Geist seine Kirche wandeln und erfüllen wird.

Anmerkung:

- 1 Gemeint sind jeweils Engagementförderer und Engagementförderinnen.

Rudolf Hubert

Das Logo der Caritas

Gesprächseinstieg zum Glauben



G.: „Sag' 'mal, R., die Caritas als Wohlfahrtsverband hat ja auch ein Logo. Es ist ein rotes Kreuz mit Wellen darin. Ich kann mir darunter wenig vorstellen und Leute, mit denen wir zusammen sind, die wissen einerseits schon,, was Caritas hier bei uns im Stadtteil macht, beispielsweise in der Jugendarbeit oder in der Schulwerkstatt. Aber was hat- entschuldige bitte – diese Arbeit mit solch einem Logo zu tun hat, das erschließt sich vielen Leuten tatsächlich nicht.“

R.: Danke, G., dass Du fragst. Denn ich erlebe mitunter auch in etwa folgende Situation:

Das, wofür Caritas steht, wird durchaus in Ausschüssen und auch bei der direkten Leistungserbringung anerkannt. Aber dann ist ja da noch der Hinweis auf „Kirche“, auf irgendwelche Feste und Feiern, die merkwürdig anmuten – und dann das Kreuz mit diesen komischen gewellten Linien – das

alles ist irgendwie unverständlich. Damit braucht man sich ja auch nicht wirklich abgeben. Hauptsache ist doch, dass wir alle miteinander versuchen, Gutes zu tun.

So in etwa, liebe G., erlebe ich mitunter auch die Situation. D. h. für mich, dass wir etwas tun müssen, um das, wofür wir stehen, so zu sagen, gewissermaßen zu „übersetzen“, dass es verstanden werden kann. Dass wir also nicht nur als – zwar nette und gute – aber letzten Endes irgendwie kauzige Typen wahrgenommen werden, die irgendwie aus dem „Mittelalter“ kommen, aus einer Zeit, die doch längst vergangen ist.

G.: Ja, so in etwa spüre ich das. Ich spüre, Du verstehst ganz gut, was ich meine. Mir ist schon bewusst, dass hinter Caritas, hinter Kirche eine sehr lange, sehr alte Tradition steht. Ein Weltbild, das heute so nicht mehr gilt. Das macht es sicherlich kompliziert. Von daher noch einmal meine Frage: Was will Euer Logo denn nun konkret ausdrücken, was muss ich mir darunter vorstellen?

R.: Zunächst – Geduld G., gleich gehe ich auf Deine Frage ein. – Doch noch eine kleine Episode, für die ich sehr dankbar bin: Als unsere katholische Schule in S. neugebaut wurde, waren die Schüler vorübergehend in einem Gebäude im Stadtteil L. untergebracht. Es war gerade eine schwierige Zeit mit den Flüchtlingen, den Resentiments, den Schwierigkeiten, die die Chancen oft verdeckten. Und mitunter kamen auch ganz hässliche Kommentare mit Hakenkreuzschmierereien beispielsweise an Huserwanden. Da hat es mich sehr gefreut, im Interimsgebaude der katholischen Schule hier in S. – L. in großen Lettern den Schriftzug zu lesen: *Unser Kreuz hat keine Haken!*

Ja, und nun komme ich zu Deiner Frage, G., zum Caritaskreuz, das keine Haken, aber Wellenlinien hat. Genauer muss ich sagen: Es sollen Flammen sein. Die angedeuteten

Flammen im Kreuz stehen für Feuer, Wärme und Liebe. Das wird noch unterstrichen durch die Farbe Rot. Caritas heißt übersetzt Liebe. Christen berufen sich auf eine geschichtliche Person, auf den Mann aus Galiläa, auf Jesus von Nazareth. Seine kompromisslose Liebe endete im gewaltsamen Tod am Kreuz. Die Kreuzigung, das wissen vielleicht heute nicht mehr alle Menschen, war eine schreckliche Foltermethode, die als Todesstrafe im römischen Reich vor über 2000 Jahren angewendet wurde. Übrigens, es durften nur Römer diese drastische Strafe verhängen, so dass schon von daher klar war, dass der Mann aus Nazareth, der dieses gewaltsamen und schrecklichen Todes starb, durch die römische Besatzungsmacht hingerichtet wurde und nicht – wie mitunter fälschlich behauptet wird – durch jüdische Menschen. Ja, Besatzungsmächte waren und sind fast immer grausam und ungerecht. Dennoch – und jetzt kommt das in's Spiel, was Christen wesentlich ausmacht – glauben Christen, dass dieses schreckliche Mordinstrument nicht das letzte Wort im Leben behält.

G.: R., sag' mal, kann man das wirklich glauben? Gibt es dafür irgendeinen Beweis? Das ist doch – wenn auch eine schöne – Illusion, ein Traum, eine ganz und gar unrealistische Vorstellung, oder?

R.: G., das ist so wie mit allen menschlichen Grundvollzugen: Zu beweisen ist da gar nichts. Dass Du von jemandem geliebt wirst – wie willst Du das „beweisen“? Wie willst Du Vertrauen beweisen? Der Satz „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ hört sich klug an, ist aber einfach nur dumm. Denn jede Kontrolle zerstört das Vertrauen. Und zwar i.d.R. sehr nachhaltig. Nein, ich denke: Das, was Christen *Glauben* nennen, kann nur im Vollzug erlebt und gelebt, erfahren werden. Denn *indem* gehofft und geliebt wird, ist diese Frage schon ubeholt, ob sich beispielsweise Liebe „lohnt“. Wer wirklich hofft, hat *in der Hoffnung* die Frage ausgelöscht, ob diese Hoffnung trägt oder eine Illusion ist. *Immer kommt es auf*

den tatsächlichen Lebensvollzug an. Weil Hoffnung, Vertrauen und Liebe sich immer konkret ereignen, tragen sie gewissermaßen ihre Wahrheit in sich.

Ich würde so sagen: *Was Christen im Glauben bezeugen, ereignet sich in Hoffnung und Liebe.* Darum ist das, was Caritas tut, eigentlich nichts anderes als das Siegel auf die Aussage: Liebe hat das letzte Wort, die Welt ist nicht absurd! Es lohnt sich, sich für das Gute einzusetzen! Unsere tiefsten Sehnsüchte sind keine Fata Morgana, sie sind wahr!

Ein großer Denker unserer Tage sagt es so: *„Alles, was Jesus sagen will, ist dies: Ein jeder ... weil er ein Mensch ist, trägt in sich die wunderbarsten, die schönsten und großartigsten Verheißungen“* (Eugen Drewermann).

Das rote Flammenkreuz der Caritas steht darum auch für Zukunft. Ein Forscher und Theologe aus Frankreich hat es einmal so formuliert: *„Die Zukunft gehört denen, die der nachfolgenden Generation Grund zur Hoffnung geben“* (Teilhard de Chardin).

Von daher, liebe G.; würde ich sagen: Ein Kreuz ohne die (angedeuteten) Flammen der Liebe (auch des Vertrauens, der Barmherzigkeit, der Sehnsucht und der Hoffnung) wäre ein Torso. Und das, *was Kirche sagt, muss getan werden.* Eine noch so alte und ehrwürdige Tradition, die sich nicht in der Wirklichkeit bewährt, gehört in's Museum. Weil die Botschaft der Liebe und Hoffnung aber in das Leben gehört, weil sie das Leben ist – darum gibt es Caritas – mit ihrem Logo.

Für mich, liebe G. hat diesen Zusammenhang ein Theologe am besten zur Sprache gebracht, von dem ich Dir öfter schon erzählt habe. Sein Name: Karl Rahner. Er hat nicht nur hohe, wissenschaftliche Theologie betrieben, er konnte sich ganz tief in Sorgen und Nöte, in Freuden, Hoffnungen und Sehnsüchte anderer Menschen hinein-fühlen und zur Sprache bringen, was sie im Letzten bewegt. So schrieb er bewegende theologische Deutungen zu caritativen Themen wie Gefängnisseelsorge oder zur Bahnhofsmision. Rahner brachte, beson-

ders in seinen Gebeten und Betrachtungen – zumeist in einprägsamen Formeln und Bildern – das Eigentliche, worum es der Caritas, worum es der Kirche geht, „auf den Punkt“. Eine solche Aussage möchte ich Dir zum Schluss anbieten, wir können uns gern darüber weiter unterhalten:

*„Die Caritas ... sucht ... jeden Menschen ... sie ist eine Liebe, der es nicht verwehrt sein darf, im Menschen unendlich mehr zu sehen als einen bloßen Menschen ... Dieser Verband kann ... nie von seinem religiösen Ursprung und seiner christlichen Wurzel losgerissen werden, er kann nicht anders als mitarbeiten wollen an dem Heil des ganzen und einen Menschen in Gott, er kann sich nicht einschließen lassen in bloß irdisch soziale Fürsorge; das Leitbild seiner Fürsorge und seines Schutzes, das Besorgte und Behütete ist der Mensch der Unsterblichkeit!“*¹

G.: Auf Dein Angebot, darüber weiter zu reden und nachzudenken, lieber R., komme ich auf jeden Fall zurück. Zunächst ganz herzlichen Dank.

R.: G., ich habe zu danken. Bis zum nächsten Mal.

Anmerkung:

- ¹ Karl Rahner „Sendung und Gnade“. Innsbruck-Wien-München, 1961, S. 421f – dritte durchgesehene Auflage, erste Auflage S. 425f).

Literaturdienst

Liborius Olaf Lumma: Wer macht was im Gottesdienst? Die handelnden Personen und ihre Aufgaben. Theologische Erschließung. Praktische Tipps. Regensburg, 2021. 176 S., ISBN 978-3791732848.

„Theologische Erschließung“ und „praktische Tipps“ verspricht der Untertitel des Buches, das von den Rollen in der katholischen Liturgie handelt. Wer denkt, dass er damit eine Art Lektoren- und Kommunionhelfer-Schule in die Hand bekommt, dessen Erwartungen werden übertroffen. Ja, das Buch eignet sich auch dazu, sich in die liturgischen Dienste nicht nur des Lektors und Kommunionhelfers, sondern auch des Kantors, des Chores, der Musiker, der Ministranten, des Predigers, des Akolythen, des Küsters, ja sogar des Bischofs, des Priesters und des Diakons einzulesen. Doch so, wie diese Dienste erklärt werden, führt der Autor im Grunde genommen anhand der liturgischen Dienste in das Selbstverständnis der Liturgie generell und deren Vollzüge ein.

Und dies ist auch das Kennzeichen des Buches, das sich wie ein roter Faden konsequent hindurchzieht: Die liturgischen Rollen werden nicht aus einem außerhalb der Liturgie verorteten theologisch-theoretischen Überbau oder einer von der Liturgie losgelösten Ekklesiologie deduziert, sondern von der Liturgie her erschlossen. Daher kann Verf. schon im ersten Kapitel schreiben: „Würde die katholische Kirche kurz nach Erscheinen des Buches Frauen zu allen Ämtern zulassen, würde sie auf allen Ebenen entscheidungsberechtigte Synoden einführen, würde sie kirchliche Gerichte installieren, die von Papst und Bischöfen unabhängig urteilen, so könnte dieses Buch doch so bleiben, wie es ist. Dieses Buch muss erst dann aktualisiert werden, wenn sich die Liturgie der Kirche selbst ändert.“ (S. 20)

Wie weitreichend dieser Ansatz bei der Liturgie selbst ist, erweist sich daran, dass von hier ausgehend Verf. sogar Klärendes zu der aktuellen Diskussion um die Machtausübung in der Kirche sagen kann: Die ekklesiologisch motivierte Entscheidung, liturgische und außerliturgische Leitung in die gleichen (priesterlichen) Hände zu legen, bringt die Einheit der Kirche in Christus gut zum Ausdruck. Doch bedingte dies v.a. seit dem 19. Jhd. eine Machtbündelung in den Händen weniger, die heute noch zu der Annahme führt, dass es ein Unterschied in der Leitung liturgischer Feiern mache, ob der Vorsteher ordiniert sei oder nicht. Rituelle De-

tails unterstützten diesen Eindruck (Orantenhaltung, Priestersitz, Kleidung, liturgischer Gruß). Aber diese Diskussionen sind nach Ansicht des Verf. „nicht entlang der Liturgie und schon gar nicht in der Liturgie zu führen“ (S. 81). Allerdings bietet die Liturgie ihre ganz eigene Antwort auf die Macht-Frage: Liturgische Bücher sind gewissermaßen Drehbücher, die zwar einerseits viel reglementieren, aber andererseits gerade dadurch Macht bändigen. „Genau genommen tritt die *Rolle* an die Stelle der *Macht*“ (S. 24). Denn liturgische Rollen bringen keine privilegierte Beziehung zu Gott zum Ausdruck (vgl. S. 3). Dieser Ansatz macht das vorliegende Buch über liturgische Rollen in der heutigen Zeit umso lesenswerter.

Da es hier nicht möglich ist, die fundierten Einzelaussagen zu den unterschiedlichen Diensten nachzuzeichnen, seien einige erhellende Schlaglichter zu einzelnen liturgischen Diensten zitiert:

- „Die Leitung durch einen Ordinierten symbolisiert, dass die Kirche nicht aus sich selbst existiert, sondern dass sie einen Ursprung hat, der außerhalb ihrer selbst liegt“ (S. 44).
- „Eine Lektorin stellt sich in den Dienst der kirchlichen Versammlung, indem sie in der Versammlung und für die Versammlung gegenwärtig macht, woraus die Versammlung überhaupt erst ihre Identität gewinnt: das Wort Gottes“ (S. 51).
- Der Kantor ist „singender Lektor“ (S. 59: Antwortpsalm), „Anleiter der Gemeinde“ (S. 61: Kehrerse), im „Dialog mit der Versammlung“ (S. 62: Kyrie), „Stimmführer der Versammlung“ (S. 63: Gemeindegesang).
- Der Diakon wurde erst im Laufe der Geschichte zum „Presbyter 2. Klasse“ (S. 90). In der Liturgie ist er heute „Assistent des Vorstehers“ (S. 91), „Motivator der Versammlung“ (S. 92: Akklamationen), „Lektor des Evangeliums“ (S. 92) und er trägt die Gebetsanliegen in den Fürbitten vor, weil er aufgrund seiner sozialen Sorge besonders um die Nöte der Menschen weiß (vgl. S. 96f.).
- Ministranten handeln als „Repräsentanten der gesamten Versammlung“ (S. 129).

Das Buch schließt mit einer empfehlenswerten Checkliste jeweils zur Vorbereitung für eine Eucha-

ristiefeier, eine Wort-Gottes-Feier und eine Vesper. Wer sich daran orientiert, folgt insofern einem mystagogischen Ansatz, als die Anregungen helfen, dem gefeierten Geheimnis des Glaubens einen adäquaten Ausdruck zu verleihen.

Alexander Saberschinsky

Burkhard Hose: Systemrelevant. Neue Maßstäbe für unsere Gesellschaft. Münsterschwarzach 2021, 160 S., ISBN 978-3736503267.

Das handliche Buch des süddeutschen Hochschulpfarrers ist eine aktuelle, gut lesbare und hilfreiche Orientierung „in einer Zeit großer Umwälzungen“. Schon das vorangesetzte Inhaltverzeichnis der zwölf Kapitel spannt den Bogen der Überschriften von „Wenn nichts mehr sicher ist“ bis zur abschließenden Frage: „In welchem System wollen wir leben?“.

Dazu wird im zweiten Kapitel die Eingangsfrage gestellt: „Will ich mein altes Leben zurück?“, denn „längerfristige Planungen sind nicht mehr möglich“ und das „Gefühl tiefer Unsicherheit ist eines der Kennzeichen einer Krise“. Dazu ermutigt der Würzburger Hochschulpfarrer uns, „zumindest die Zeit der Verunsicherung zu nutzen, um das zu entdecken und zu stärken, was für mich persönlich und für das Zusammenleben in der Gesellschaft Bedeutung behalten könnte“ (S. 29).

Im dritten Kapitel „Pures Leben, oder: Was wirklich zählt“ gipfelt seine aktuelle und prägnante Gegenwartsanalyse u. a. in dem „unverschleierte[n] Blick auf diese Realität, auf die Verletzlichkeit des Lebens, die viele in dieser Zeit überfordert“, in der das „Ausschließen von Risiken, nicht mehr funktioniert“ (S. 35). So erleben wir die aktuelle Erfahrung der Pandemie als „eine Art Exil oder Wüstenzeit“. Da „jede Krise Gutes und Schlechtes nach oben spült“, brauchen wir so etwas wie einen gesellschaftlichen Wettbewerb im Guten, um eine positive Einstellung zu entwickeln, empathisch zu sein“ (S. 43-56). „Wenn die Maßstäbe verrutschen“, beginnt das schon bei den Begrüßungsritualen und geht über „Konflikte miteinander konkurrierender Ordnungen“ und „eröffnet die Möglichkeit, gemeinsam neue Maßstäbe und Ordnungen zu entwickeln“ (S. 57-70). So „führen uns Krisenzeiten vor Augen, das absolu-

te Sicherheiten und verlässliche Wahrheiten kaum zu haben sind“. Eine „neue Ehrlichkeit statt Populismus“ ist angesagt (S. 71-85). Denn „Menschen, die auch vor Corona-Zeiten schon benachteiligt waren, werden jetzt noch mehr in die Unsicherheit gedrängt“ (S. 82).

Dem stellt der Autor zu Beginn des zweiten Teils mit „Lasst uns leben!“ (S. 85-96) zunächst die „Weitsicht“ der jungen Generation gegenüber. Denn es geht vielmehr darum, „in den aktuellen Krisen auf einen neuen Pakt zwischen den Generationen zu setzen, weil die Themen so weit reichen, dass sie jeweils die eigene Lebenszeit übersteigen“.

Ein auf jeden Fall aus theologischer Sicht zu lesendes Kapitel ist das zehnte Kapitel „Ganz große Oper – Die Relevanz der Kirchen (S. 127-140). Es beginnt mit einem außerordentlichen Segen „Urbi et Orbi“ als intensivem kirchlichen Moment und geht über die diözesane „Aufhebung der Sonntagspflicht“ bis zur Frage, „wie die Repräsentation der Gemeinde durch Gottesdienst im Livestream gewährleistet werden könnte.“ So „kann auch mancher Livestream-Gottesdienst oder Online-Impulse in den sozialen Netzwerken Menschen wirklich trösten und mit anderen verbinden“. Die Auslegungen zur grundlegenden Frage „In welchem System wollen wir leben?“ (S. 141- 152) rundet das Buch mit der Aussage ab: „Die Kirche wird nach Corona nicht mehr einfach so sein wie vorher. Und das ist gut so“ (S. 145).

Im selben Kapitel plädiert der Autor „für eine Rede vom Reich Gottes“ mit einem Strukturwandel zu neuen „Grundsätzen“, die er in zehn Punkten genauer entfaltet: Er nennt u. a. das „Recht auf Gesundheit, mehr Humanität im Steuersystem, eine neue Kultur des freiwilligen Verzichtes auf persönliche Freiheitsrechte sowie das Leitbild der Würdegesellschaft (7.) und das „Eingestehen von Fehlern“ (8.).

Damit ist das Buch mit dem Titel „Systemrelevant“ in allgemein verständlicher und umfassender Reflektion eine handliche Anregung für jeden, der aktuell nach „neuen Maßstäben für unsere Gesellschaft“ und der Kirche sucht. Es ist eigentlich für jeden Zeitgenossen in seiner leicht lesbaren und ausgewogenen Gegenwarts-Analyse eine gute und christliche Orientierung, die man studieren sollte, um in dem aktuellen „Ausnahmestand“ „in einer gewissen Souveränität und Selbstverständlichkeit“ zu überleben.

Reimund Haas

Lyrische Texte als Anregung für liturgische Sprache

Sowohl das literarische wie auch das biblische Sprechen sind nicht etwa naturwissenschaftlich ausgerichtet. Sie sind in ihren Kontexten vielfach von mythischer, epischer und poetischer Natur. Daher geht es auch bei der Ausformung liturgischer Sprache um Fingerspitzengefühl und „Spracharbeit“, zu welcher der Schweizer Literaturkritiker und Übersetzer Philippe Jaccottet meint: „Das Dunkle ist Atem; Gott ist Atem. Man kann seiner nicht habhaft werden. Dichtung ist die von diesem Atem genährte und getragene Sprache, daher ihre Macht über uns“. – „Gott, Innen des Worts, Atem. Wer das Wort handhabt, ist Gott näher, hat also die Pflicht, das Wort zu achten, weil es den Atem trägt, anstatt ihn zu verbergen, ihn erstarren oder verlöschen zu lassen.“ Dass „Innen des Worts“ ist das göttliche Geschenk des Atems, die innere Sprache laut dem Sohar (der bedeutendsten Schrift der jüdischen Kabbala).

Dr. Stephan Schmid-Keiser

*aus: Mehr Lyrische Kompetenz,
in: Gottesdienst 20/2021, Trier 2021, S. 231.*

Anschriften der Mitarbeiter*innen dieses Heftes:

Dr. Gunther Fleischer, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Alexander Saberschinsky, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Pfr. Kurt Josef Wecker, Kirchgasse 6, 52385 Nideggen | Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim | Mag. Theol. Igor Tadic, Adenauerallee 19, 53111 Bonn | Prof. Dr. Dr. Elmar Nass, Werthmannstraße 6, 50935 Köln | Elmar Trapp, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Andrea Oldenburg, Katholische Kirchengemeinde St. Laurentius, Laurentiusstraße 7, 42103 Wuppertal | Claudia Schwartzmann, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Rudolf Hubert, Caritas im Norden, Caritasverband für das Erzbistum Hamburg e. V., Lankower Straße 14/16, 19057 Schwerin

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MwSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E